Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 187 (2019)

Heft: 18

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SKZ Schweizerische Kirchenzeitung

ISSN 1420-5041 FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

18 | 2019 26. SEPTEMBER 187. JAHRGANG

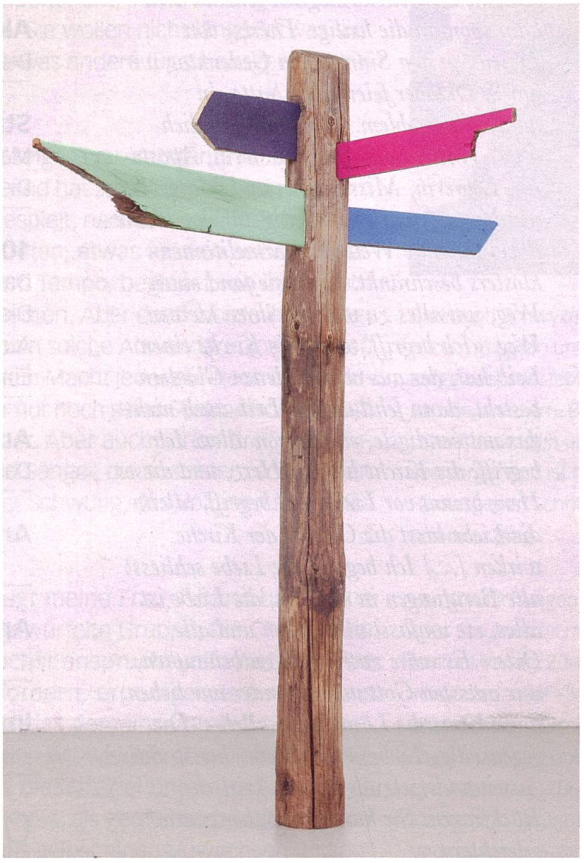
Die Kirche von morgen

Dass es nicht einfach so weitergehen kann wie bisher, ist ein Empfinden unserer Zeit. Das betrifft die Wirtschaft genauso wie die Natur – und eben auch die Kirche. Vielfach bewirkt dieses Gefühl ein Schulterzucken, aber in allen diesen Bereichen gibt es Menschen, die die Herausforderung der neuen Wege annehmen. Wovon aber lassen wir uns leiten in der Kirche? Welche Bilder und Visionen sind formgebend für die vielen Initiativen und Projekte?

Als das Wichtigste erscheint mir, dass wir uns bei dieser Suche immer wieder in die Spur Jesu «einlenken». Wenn ich in der Bibel lese, und zwar nicht nur ich alleine und nicht nur meine Lieblingsstellen, ist das immer wieder anspruchsvoll. «Freigeben» und «beteiligen» sind zwei wichtige Haltungen, die ich in dieser Spur lerne: Jesus ist unglaublich freigiebig. Er erzählt, er heilt, er provoziert und verteilt Essen und vieles mehr ohne nachzufragen und zu prüfen, ob die Menschen das wirklich wertschätzen, ob sein Engagement überhaupt Früchte trägt. Und Jesus beteiligt andere an seinem Tun: zum Beispiel die Frau am Jakobsbrunnen an der Verkündigung in ihrer Stadt. Eine Kirche in der Spur Jesu ist freigiebig und sie beteiligt viele Menschen – nicht nur die willigen Insider.

Ich stelle mir z. B. vor, dass wir unsere Liturgien, unsere Erfahrung im Feiern von Ritualen einbringen, aber nicht nach dem Motto «friss oder stirb», «Kommt halt in unsere Gottesdienste! Hier findet ihr alles: Schuldvergebung, Wandlung, Gottesverehrung usw». Wir allein wissen nicht, in welcher Form all das heute für und mit diesen konkreten Menschen begangen und gefeiert werden kann, aber wir haben wertvolle Schätze und Kompetenzen beizutragen.

Und unsere Gebäude: all die Kirchen, Pfarrsäle und anderen Kirchenräume. Sind das «unsere Räume»? «Wir haben eine Kirche – haben Sie eine Idee?» Mit dieser Frage gingen Verantwortliche der Marienkirche in Stuttgart in die Öffentlichkeit. Im Rahmen eines Prozesses der Profilfindung für eine Kirche meiner Diözese habe ich vorgeschlagen, diese Frage auch so zu stellen. Gleich gab es Einspruch: «Das klingt ja so, als ob wir selbst keine Ideen hätten!» Sind die Menschen vor Ort nur Nutzniesser unserer Angebote oder brauchen wir sie als Beteiligte, um unsere konkrete Berufung zu finden, wie wir freigiebig Kirche vor Ort leben sollen?



Freigeben und beteiligen meint darauf zu verzichten, dass wir allein die Bedingungen festlegen, Definitionsmacht beanspruchen. An vielen Orten entstehen derzeit innovative kirchliche Initiativen und Projekte. Es gibt «Heldenprojekte» und «Beteiligungsprojekte». Die einen leben mehr davon, dass charismatische Personen ein Programm entwickeln und einen Raum bespielen, die anderen vernetzen und beteiligen Leute, die sich für eine Idee interessieren und bereit sind, sich zu investieren.

Heldenprojekte erregen Aufmerksamkeit und ziehen an. Das ist gut so. Noch mehr in der Spur Jesu aber erscheinen mir Beteiligungsprojekte. Immer neu erschliesst sich uns das Evangelium von den anderen her.

*Anna Findl-Ludescher**

Editorial

Unmögliche Einheit?

Die Kirche von morgen ist in aller Munde. Alle sind sich einig, dass sich die Kirche ändern muss. Nur an der Frage über das «wie» und «in welche Richtung» scheiden sich die Geister. Zu unterschiedlich sind die Vorstellungen darüber, wie Jesus seine Kirche wirklich gewollt habe, als dass eine gemeinsame Kirche möglich scheint. Mir kam spontan die heilige Thérèse von Lisieux in den Sinn, deren Gedenktag wir am 2. Oktober feiern. Sie hatte ein ähnliches Problem. Sie wollte nämlich alles. Wollte Soldatin, Priesterin, Apostelin, Lehrerin, Missionarin und Märtyrerin werden und war gleichzeitig auf ihre kleine überschaubare Welt des Karmelitinnenklosters beschränkt. Doch sie fand einen Weg, um alles zu werden, ihren kleinen Weg. «Ich begriff, wenn die Kirche einen Leib hat, der aus verschiedenen Gliedern besteht, dann fehlt diesem Leib auch nicht das notwendigste, edelste von allen. Ich begriff, die Kirche hat ein Herz, und dieses Herz brennt vor Liebe. Ich begriff, allein die Liebe lässt die Glieder der Kirche wirken […] Ich begriff, die Liebe schliesst alle Berufungen in sich ein, die Liebe ist alles, sie umfasst alle Zeiten und alle Orte.» Es wäre zu einfach zu behaupten, wir müssten Gott und einander nur lieben, dann käme die Lösung von alleine. Die gegenseitige Liebe ersetzt weder konstruktive Auseinandersetzungen noch kritische Rückfragen. Sie kann diese aber enorm erleichtern.

Rosmarie Schärer

In dieser Ausgabe

Gastbeitrag
Autor Christoph Schwyzer über die Kirche von morgen 359

Kirchenentwicklung
Auf dass die Vision keine Re-Vision ist 360

Stimmen der Basis
Pfarreien und ihre Visionen von Kirche 362

Aktuelle Situation
Die Chancen der Gegenwart nutzen 366

Staatskirchenrechtliche Körperschaften
Martin Gehrer über zukünftige Herausforderungen 368
Die Strukturen werden komplexer und anspruchsvoller 369

1000 Jahre Basler Münster 371
Das Konzil von Basel 372
Die Kunst am Konzil von Basel 373
Ausgangsort der Europäischen Ökumenischen Versammlungen 374
Ein Jahr nach der Absichtserklärung 376

Ausserordentlicher Weltmissionsmonat
Das Bewusstsein für Mission neu wecken 378

Amtliche Mitteilungen 380

Anzeigen 381

Impressum 384

Online auf www.kirchenzeitung.ch

Kirche weltweit
Bodo Bost

* Dr. Anna Findl-Ludescher (Jg. 1965) ist Assistenzprofessorin für Pastoraltheologie an der kath.-theol. Fakultät in Innsbruck. Sie ist mitverantwortlich für den Lehrgang «Kirche *er*finden an neuen Orten».

Viele Stimmen – ein gemeinsames Ziel

Der Luzerner Autor Christoph Schwyzer macht sich Gedanken über die Kirche von morgen und beehrt die SKZ mit einem zum Nachdenken anregenden Gastbeitrag.

Die Kirche von morgen –
erinnert mich an meine Liebschaften von gestern.

An mein krampfhaft verbissenes Suchen nach der passenden, wenn irgendwie möglich perfekten Frau. Jedes Mal hatte ich mich schnell verliebt; aber jedes Mal hatte mein, wie ich mir einbildete, so scharfer, objektiver, aber schlussendlich zersetzender Blick am Gegenüber unzählige Mängel und Fehler und Behinderungen entdeckt: an der Biografie, an einzelnen Körperstellen, an der Geisteshaltung, an Interessen und Begabungen. Und immer hätte sich natürlich die jeweilige Freundin ändern sollen und sicher nicht ich mich selbst. Im Gegenzug lautete mein hochheiliges Versprechen: Da ich dich eigentlich mag, werde ich dich, wenn du dies und jenes an dir geändert haben wirst, aus ganzem Herzen, aus ganzem Verstand und aus all meinen Kräften lieben. Aber bitte mach vorwärts, ändere dich jetzt, die Zeit wird knapp. Meine Geduld hält nicht ewig, ich warte schon zu lange, vielleicht halte ich es noch ein paar Wochen mit dir aus. Jede Treue ist vergänglich, hat ihre Grenzen; und wenn ich nicht bald Resultate sehe – dann bin ich weg. Für immer.

Die Kirche von morgen –
erinnert mich an eine Frau von heute, die wunderschön singt.

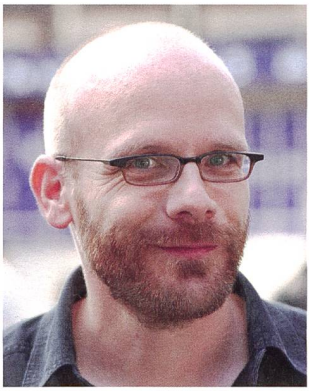
Meine Frau. Seit Jahren singt sie in einem Chor, der anspruchsvolle Werke zur Aufführung bringt. Sie schätzt die Gemeinschaft, das gemeinsame Singen, auch wenn sie von ihrer Begabung und Ausdauer her manchmal unterfordert ist. Es gibt jedoch einige im Chor, die nicht länger in der Menge untergehen, bloss eine Stimme unter vielen sein wollen; sie möchten selber bestimmen können, was gesungen wird. Sie möchten nur noch Lieder singen, die sie selbst ausgewählt haben, die ihnen auf Anhieb gefallen, ihrem eigenen Temperament, ihrem Musikgeschmack entsprechen. Sie wollen nicht länger etwas singen müssen, was andere für sie ausgewählt haben.

Meine Frau zeigt zwar Verständnis für solche Meinungen, und hat selbst auch schon mit dem Gedanken gespielt, nach all den Jahren aus dem Chor auszutreten, etwas für sich selbst zu machen, in ihrem Tempo, begleitet von ihren Lieblingsinstrumenten. Aber dann wurde ihr schlagartig klar, wohin solche Abwanderungsgedanken führen würden: Macht jeder nur noch seine Musik, will jeder nur noch seine Stimme hören, dann stirbt der Chor. Aber auch schon drei, vier Sängerinnen und Sänger, die austreten, schwächen den Chor; der Schwung, das Volumen schrumpfen.

Der Chor, sagt meine Frau, ist und bleibt eine zusammengewürfelte Gruppe. Die Chorleiterin hat eine höchst anspruchsvolle Aufgabe: sie muss uns fordern, ermutigen; sie muss uns selbstlos auf das gemeinsame Ziel hinführen. Und wir, wollen wir wirklich gemeinsam singen, müssen uns diesem Ziel unterordnen. Gibt es etwas Schöneres, als gemeinsam weiterzukommen, über uns selbst hinauszuwachsen und andere Menschen mit unserem Gesang zu begeistern, anzustecken? Der Funke kann nur springen, wenn wir selber für unsere Sache brennen.

Die Kirche von morgen –
ist die Kirche von heute: ein vielstimmiger Chor mit einem gemeinsamen Ziel.

Christoph Schwyzer



Christoph Schwyzer, 1974 in Luzern geboren und in Willisau aufgewachsen, lebt mit seiner Familie in Luzern. Er arbeitete als Lehrer, Journalist und Altersheimseelsorger und ist heute als Herausgeber, Schriftsteller und Rezitator tätig.

Veröffentlichungen (Auswahl): «Der Staubwedel muss mit», Limmat Verlag, Zürich 2019; «Chasch dänkä! – Lina Fedier: Über Schneestürme, Schmetterlingskinder und Gottvertrauen», Limmat Verlag, Zürich 2014; «Jakob und der Wolldeckenvogel», Verlag Martin Wallimann, Alpnach 2013; «Valendas – Die Welt im Dorf», Limmat Verlag, Zürich 2011; «Wenzel», Verlag Martin Wallimann, Alpnach 2011.

Gastbeitrag in voller Länge unter www.kirchenzeitung.ch

Leidenschaft für die Sendung schafft Zukunft

Die Bilder der Kirche von morgen orientieren sich noch oft an der Volkskirche, deren Selbstverständlichkeit sich langsam auflöst. Doch wo sind Impulse für neue Bilder auszumachen?

Dr. theol. Christian Hennecke (Jg. 1961) leitet seit 2015 die Hauptabteilung Pastoral des bischöflichen Generalvikariats des Bistums Hildesheim (D).

Es ist uns kirchlichen Mitarbeitern nicht bewusst. Aber in allen Diskussionen, in allen Strukturveränderungen und in den meisten pastoralen Überlegungen folgen wir einer geheimen Vision. Eigentlich geht es immer um die Frage, wie wir eine bestimmte und in unserem Herzen geliebte Gestalt der Kirche erhalten können. Ja, diese Vision ist eine Re-Vision.

Die Diskussionen um die sinkende Zahl von Kirchenmitgliedern sowie die Frage nach der Menge an Priestern und professionellen Mitarbeitern verweisen auf den Bestandserhalt einer bestimmten Form einer Versorgungskirche. Und wer nach Gottesdienstbesuchern fragt oder auch von Kirchenfernen spricht, auch der hat ein bestimmtes Bild kirchlichen Lebens in sich: eines, in dem jeder seinen Glauben, seine Konfession «geerbt» hat. Und – in früheren Zeiten – war dann auch die Praxis obligatorisch. Das will heute keiner mehr, und wir Christen sind froh, dass wir inzwischen mit grosser Freiheit selbst entscheiden, welchen Glaubensweg wir gehen – aber die Rückseite mögen wir nicht so gern sehen. Denn damit lösen sich die Selbstverständlichkeiten einer Volkskirchlichkeit auf, die wir gerne nach vorne entwickeln würden.

Die vier Generationen

In der Tat findet ein tiefgreifender Klimawandel in Sachen Glauben und damit auch für die Gestalt der Kirche statt. Die Anfänge dieses Wandels lassen sich spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg nachweisen. Im spannenden Buch «Der verlorene Himmel» des Historikers Thomas Großbölting lässt sich etwa nachlesen, dass schon zu Beginn der 1950er-Jahre den Verantwortlichen deutlich wurde, dass die Jugend nicht mehr selbstverständlich den Glauben ihrer Eltern übernahm. Mir ist das eindrückliche Bild der vier Generationen hilfreich, das in der anglikanischen Kirche verwendet wird. Die Wirklichkeit der «entkirchlichten» und «unkirchlichen» Personen lässt sich als Entwicklungsprozess über mehrere Generationen beschreiben: In der ersten Generation leben und praktizieren Eltern und Kinder den christlichen Glauben, in der zweiten schicken Eltern ihre Kinder in die Kirche, in der dritten tun dies die Eltern nicht mehr, wissen aber noch von ihren eigenen Erfahrungen als Kinder, und in der vierten Generation wissen weder Eltern noch Kinder Wesentliches vom christlichen Glauben. Alle diese Generationen finden sich heute gleichzeitig und in allen hat sich der Zugangsweg zum Christsein verändert. Es gibt keine Selbstverständlichkeit kirchlicher Praxis mehr, keine Weitergabe des Glaubens im klassischen Sinn.

Aber das innere Bild von Kirche ist immer noch ein Volkskirchliches: «Christsein im Aquarium» – eine unausweichliche Zugehörigkeit und Gebundenheit. Die eigentliche Frage im Aquarium ist nicht, wie etwas Neues entsteht, sondern wie die kleinen Fische lernen, im Kreis zu schwimmen. Es geht nicht um den Aufbruch, sondern um die Bewahrung des Bestandes. Deswegen passiert es nicht selten, dass in gewachsenen Strukturen und eben auch in Kirchengemeinden zu hören ist – gerade in Zeiten des Umbruchs –, dass es um Bestandeswahrung einerseits geht, und Neues unter zwei Stichworten kritisch betrachtet wird: «Das haben wir noch nie gemacht» und «Wir haben keine Kraft dafür, wenn wir doch alles andere auch noch machen wollen». Das hat viel mit Kirchenentwicklung zu tun und noch mehr mit einer visionären Kirchenentwicklung. Denn es weist darauf hin, dass der derzeitige Wandel eben nicht einfach zu handhaben ist, wenn nicht Rechenschaft darüber gegeben wird, ob diese verborgene Vision nicht noch sehr wirkmächtig ist.

Fallstricke in der Kirchenentwicklung

Die Vision einer ererbten volkskirchlich geprägten Gemeindekirche enthält eine Kultur, die es schwer macht, wirklich nach vorne weiterzugehen. Elemente dieser Kultur lassen sich unschwer aufzählen:

- Der Schwerpunkt liegt auf Versorgung. Eine Kirche, die sich so gründet, fragt nach mehr Hauptberuflichen, Priestern wie professionellen Mitarbeitern.
- Damit verlängert diese Vision ein machthierarchisches Gefüge. Dabei ist es egal, ob dieses Gefüge klerikal oder professionell konnotiert ist. Im Grunde aber geht es um

die Frage, wer sich die Verantwortung für die Kirche – die meist nur institutionell verstanden ist – zuspricht und wem sie zugesprochen wird.
- Glaube und Kirche werden in dieser Perspektive miteinander in ihrer Wichtigkeit vertauscht. Diese Vision ist binnenkirchlich fixiert, die Frage nach dem persönlichen Glauben hingegen ist privatisiert.
- Der Schwerpunkt des Handelns liegt auf dem Abarbeiten eines Settings pastoraler Aktivitäten – eine weiterführende Entwicklungsidee gibt es nicht.
- Nicht das gemeinsame Priestertum aller Getauften, sondern das Ehrenamt steht im Zentrum. Auch das Ehrenamt dient der Bestandeswahrung. Ob und wie Menschen, die sich engagieren, in ihrem Glaubensweg weiter begleitet und gefördert werden, ist nicht im Blickpunkt. Denn die Kirche ist eine professionelle Institution, die für die Gläubigen agiert.

Eine klare Vision, aber die Welt und die Menschen sind anders geworden. «Wir kommen noch nicht damit zurecht, dass die Menschen machen, was sie wollen», so formuliert der Bochumer Pastoraltheologe Matthias Sellmann gewohnt burschikos. Die Menschen, ihr Zugang zum christlichen Glauben, ihre Freiheit und Mobilität – territorial wie spirituell – und ihre gut entfaltete Wahlfreiheit lassen ein «Weiter so» als einen frustrierenden Versuch erscheinen, gegen die Wirklichkeit zu agieren. Das heisst für die Kirchenentwicklung: Nur eine Perspektive, die die Zeichen der Zeit im Licht des Evangeliums deutet, die Lust hat, ein gewohntes Paradigma zu verlieren und Haltungsroutinen und Grundhaltungen vergangener und durchaus ihrer Zeit angemessener Gestalten von Kirche zu verlernen, hat Aussicht auf Zukunft und Fruchtbarkeit.

Das Volk Gottes gestaltet Kirche vor Ort

Wer sich die weltkirchlichen Entwicklungsprozesse der vergangenen Jahrzehnte anschaut – zu denken ist an die weltumspannende Tendenz zu kirchlichen Basisgemeinden –, wer sich einlässt auf die Zeichen der Zeit, die sich etwa in den nach vorne weisenden Organisationsentwicklungen zeigen, wer sich auseinandersetzt mit den Entwicklungen in Freikirchen, neuen Bewegungen und besonders auch der anglikanischen FreshX-Bewegung, der stösst auf erstaunliche Konsonanzen. Eigentlich wird mehr als deutlich, welche Perspektive die Menschen bewegt und welche Resonanzen dazu führen, dass wir als Kirche auf dem Entwicklungsweg weitergehen. Es gilt, eine neue Vision zu konturieren, die die Kirche auf den Kopf stellt: Ziel aller Wege der Kirchenentwicklung ist, dass die Menschen vor Ort das Evangelium entdecken, aus den eigenen Geistkräften und mit den eigenen Talenten die Herausforderungen und Aufgaben angehen und Gemeinschaft vor Ort bilden, wachsen und werden lassen. Theologisch gesprochen: Es geht um das prachtvolle Volk Gottes, und das Zutrauen darin, dass es Kirche vor Ort verantwortlich gestaltet. Subisidiarität, so heisst das alte Zauberwort. Kirchenentwicklung vor Ort ist mit viel Vertrauen in die Leidenschaft und Energie der Christen zu begleiten. Dabei geht es nicht darum, dafür zu sorgen, dass Gemeinschaften entstehen, die um sich selbst kreisen. Ganz im Gegenteil. Kirche ist – vor Ort – Zeichen und Werkzeug der Einheit aller Menschen, sie dient also.

Mit Geduld, Achtsamkeit, Beharrlichkeit

Kirchenentwicklung braucht eine zeitsensible Vision, die Kulturen und Formen der Vergangenheit verliert oder doch mindestens relativiert. Mich beeindruckt die Kurzformel, die die anglikanische Kirche gefunden hat. Sie spricht für die Zukunft von einer «mission shaped church» – einer Kirche, die von ihrer Sendung her ihre Gestalt gewinnt. Es geht nicht um den Bestandeserhalt oder die Bestandesergänzung, sondern um ein neues Werden der Kirche. Dabei gilt es, neu am Ursprung Mass zu nehmen. Der Ursprung ist aber nicht die Kirche, sondern die Leidenschaft der Sendung, die aus der Begegnung mit Christus wächst. Überall dort, wo ich Neuaufbrüche gesehen habe, lebten sie aus dieser Leidenschaft für Christus, für sein Wort. Gleichzeitig geschieht ein Ur-Sprung: eine Leidenschaft, die mitten in die Welt springen lässt, damit die Frohe Botschaft dort erlebt werden kann. Das führt zu neuen Formen des Kircheseins. Damit sind wir alle für längere Zeit herausgefordert. Denn einerseits geschieht all dies schon heute und andererseits ist Schritt für Schritt Raum zu öffnen für solche Entwicklungen. Dazu braucht es keine grossen Pläne, aber eben jene leidenschaftliche Vision, die vom Geist kommt, es braucht die Geduld und Achtsamkeit für die Gelegenheiten, an denen diese Vision wirklich wird, und es braucht Beharrlichkeit: «it's a long long journey» («es ist ein langer Weg»).

Christian Hennecke

Literatur zum Thema

- Laloux, F., Reiventing Organizations, München 2015.
- Hennecke, C./Viecens, G., Von Fallstricken und Missverständnissen. Kirchenentwicklung neu verstehen, Würzburg 2019.
- Grossbölting, T., Der verlorene Himmel, Göttingen 2013.
- Herbst, M., Mission bringt Gemeinde in Form, Neunkirchen 2006.
- Moynagh, M., Church in Life, London 2017.

Artikel in voller Länge unter www.kirchenzeitung.ch

Keine genauen Rezepte für die Kirche von morgen

Gesellschaftliche und kirchliche Veränderungen sind so komplex und unvorhersehbar, dass in der Pastoral von langfristigen Zielen abgesehen wird. Und doch ist es eine notwendige und spannende Aufgabe, heute an der zukünftigen Kirche zu bauen.

Nicht nur in Deutschland, auch in der Schweiz sind in einzelnen Bistümern grössere Umstrukturierungsprozesse in Gang. Seelsorgeeinheiten und Pastoralräume sind entstanden oder entstehen. Da stellt sich die Frage: Welche Bilder von Kirche stehen hinter diesen Umstrukturierungen, aber auch hinter Entwicklungen in der Pastoral? Welche Vision einer zukünftigen Kirche leitet heute pastorales Handeln? Woraus nährt sich diese Vision? Welche Ressourcen und Kräfte setzt sie frei? Die SKZ fragte in einigen Pfarreien in den Bistümern Basel, Chur und St. Gallen nach ihrer Vision.

Warum ist Loslassen so schwierig? Katholische Kirche im Lebensraum St. Gallen

Die Seelsorgenden der katholischen Kirche im Lebensraum St. Gallen haben im Jahr 2010 ihre gemeinsame Vision beschrieben, in der sie sich zur lebensraumorientierten Seelsorge verpflichteten: «Lebensraumorientierte Seelsorge bedeutet, dass wir Seelsorgenden uns gleichzeitig und gleichwertig auf die verschiedenen Lebensräume und gesellschaftlichen Milieus, in denen sich Menschen bei uns bewegen, einlassen und die notwendenden Schritte tun. Solche Lebensräume sind die territorial zuzuordnenden Pfarreien, die kategorialen Bereiche wie Schule, Jugendarbeit und Diakonie sowie die Stadt als City, in der sich noch viel mehr Menschen als die darin wohnenden aufhalten […] Das Wohl und das Heil der Menschen im Sinne des Evangeliums ist Ziel jeder Seelsorgearbeit. Die Leiden und Freuden der Menschen sind dabei zentral […] Wir erkennen die Zeichen der Zeit, greifen gesellschaftliche und kirchliche Entwicklungen auf und haben den Mut, Kontrapunkte im Sinne des Evangeliums zu setzen.» (Charta 2010).

Mit Überzeugung und Elan gingen die Seelsorgenden daran, die Kirche in St. Gallen auf diese Vision hin zu entwickeln. In ökumenischer Zusammenarbeit entstanden unter dem Dach des Vereins Wirkraumkirche Projekte wie «safranblau» für junge Erwachsene, das «Stattkloster», welches Menschen zusammenführt, die nach einem neuen Lebensstil suchen, die «Offene Kirche St. Gallen» oder die jährliche «Weihnachtsreise», ein Freilichtspiel, das die Geburtsgeschichte Jesu in der Altstadt von St. Gallen erlebbar macht. Nach einem sechsjährigen Entscheidungsprozess wurde ein katholisches Cityseelsorge-Team eingerichtet, das seit 2017 in den Ressorts «Kultur und Bildung», «Flüchtlings- und Migrationspastoral», «Spiritualität und neue Gottesdienstformen» und in der «mobilen Cityseelsorge» tätig ist. Theatergottesdienste unter dem Namen «theatrum sacrum», «Das Gallus Experiment», Velokurse für Flüchtlinge und viele andere Projekte und Aktionen wurden lanciert. Was in diesem Text in aller Kürze aufgezählt ist, brauchte langjährige Entwicklungsarbeit und Durchhaltevermögen auch über Durststrecken hinweg. Ein zentraler Vorgang bei all diesen Entwicklungen war das Loslassen. Ich bin überzeugt, dass das Loslassen die Voraussetzung jedes pastoralen Entwicklungsprozesses ist. Bei stagnierenden Finanzen und fehlendem Seelsorgepersonal ist es unmöglich, Neues zu entwickeln und gleichzeitig alles Bestehende weiterzuführen. Die Kirche visionär weiterzuentwickeln erfordert Entscheidungen, die zu sicht- und spürbaren Veränderungen auch für die treuen und engagierten Kirchenmitglieder führen.

Doch warum ist Loslassen so schwierig? Wenn wir das Gelernte und Gewohnte, unser tägliches Handwerkzeug der Pastoral aus der Hand geben, dann stehen wir zuerst einmal mit nichts da. Denn niemand kennt heute ein allgemeingültiges, funktionierendes Rezept, wie eine pastorale Vision verfolgt werden kann. Wurden früher aus Visionen Ziele abgeleitet und Strategien entwickelt, die es umzusetzen galt, so lässt die hochkomplexe gesellschaftliche und kirchliche Situation dieses Vorgehen heute nicht mehr zu. Der Weg führt über innovative, entstehende Praxis, was so viel bedeutet wie ausprobieren, wahrnehmen, was wächst, reagieren und anpassen, wieder ausprobieren, usw. Ich wünsche mir für die Kirche in St. Gallen und für die Kirche in der ganzen Schweiz, dass wir noch mutiger loslassen und uns aufs scheinbare Glatteis begeben im Glauben daran, dass uns der heilige Geist führen wird, wohin *er* will.

Roman Rieger[1]

Eine geistliche Herausforderung: Solothurner Stadtpfarreien

In den drei Solothurner Stadtpfarreien ist der vom Bistum umschriebene Pastoralraum noch nicht errichtet. Das Projekt ist zusammen mit zwei weiteren Landpfarreien erst gestartet. Die siebenköpfige Projektgruppe ist beauftragt, das Pastoralraumkonzept im Austausch mit den Gläubigen sowie im Kontakt mit den Verantwortlichen der Kirchgemeinden zu entfalten. Eine abrupte Personalveränderung in der Pfarrei St. Ursen führte zu beträchtlicher Verzögerung.

[1] Roman Rieger (Jg. 1978) ist Leiter der Pastoralen Arbeitsstelle und der Cityseelsorge der Katholischen Kirche im Lebensraum St. Gallen sowie Präsident des ökumenischen Vereins Wirkraumkirche.

Das World Café zum zukünftigen Pastoralraum Solothurn (SO 16). (Bild: zvg)

Ich finde es bezeichnend, dass gesellschaftliche und kirchliche Veränderungen komplex und unvorhersehbar sind, selbst wenn sie durch eine Projektbeschreibung vorgezeichnet sind und beherzt begonnen werden. Es ist eine Aufgabe, die nicht mathematisch präzise gelöst werden kann. Darin erkenne ich ein erstes Merkmal für die Zukunftsgestalt der Kirche. Sie kann nicht allgemein vorhergesagt und programmiert werden. Es gibt verschiedene Unbekannte in der Gleichung, die als Aufgabe gestellt ist, z. B. die demografische Entwicklung der politischen Gemeinden, die allgemeine Dynamik der Kirchendistanzierung, die Personalentwicklung der Diözese, die finanzielle Situation der Kirchgemeinden und vor allem die Bereitschaft der Gläubigen, sich auf neue Formen der Zusammenarbeit einzulassen.

Ein plausibles Erklärungsmodell für die nur schwer planbare Zukunft von Gesellschaft und Kirche ist für mich jenes der «VUKA-Welt». Sie beschreibt die Situation unserer Gesellschaft durch die vier dynamischen Kerneigenschaften Volatilität, Unsicherheit, Komplexität und Ambivalenz. Volatilität bedeutet, dass grosse Veränderungen und Schwankungen innerhalb einer kurzen Zeitspanne möglich sind und eine verbindliche Vorhersage verunmöglichen. Das löst Unsicherheit aus, da es keine langfristige Prognose gibt, was als nächstes passiert. Da in der Gesellschaft wie auch in der Kirche verschiedene Akteure interagieren und keiner das Geschehen alleine steuert, ist die Realität nicht bloss kompliziert, sondern komplex. Daraus erwächst die Ambivalenz, dass mehrere Entwicklungen und Deutungen von Ereignissen möglich sind. «Genauso erlebe ich es!», war meine Reaktion auf diese Beschreibung. So nüchtern die Feststellung ist, dass es keine exakten Rezepte zur Kirchenentwicklung gibt, so entlastend ist es auch, sich als Teil einer gesamtgesellschaftlichen Realität zu erkennen. Wir sehen nicht weiter als bis zur nächsten Kurve – so hat jemand diese Ausgangslage einmal ins Bild gefasst. Während früher Zehnjahrespläne geschmiedet wurden, können heute schon binnen dreier Jahre andere Voraussetzungen gelten. Das lädt ein, die Pastoralplanung ohne zu hohe Erwartungen anzugehen. Daraus möchte ich weiter festhalten: Planung und Führung kirchlichen Lebens rufen situationsbedingt nach einer agilen Ausrichtung, die bereit ist, sich verändernde Rahmenbedingungen wahrzunehmen. Vor diesem Hintergrund haben wir uns in der Projektgruppe zweierlei gefragt:

1. Welche Kirchenrealität treffen wir in unserer konkreten Situation an? Daraus ist eine Situationsanalyse entstanden, die ein differenziertes Bild des sozialen Umfeldes, der pastoralen Situation und der personellen und finanziellen Mittel zeigt.
2. Welche Visionen, Haltungen und Werte leiten unsere pastorale Arbeit?

Der pastorale Entwicklungsplan (PEP) des Bistums beabsichtigt, «den Glauben ins Spiel zu bringen». Daher war für uns klar, dass der Auftrag für die Seelsorge wesentlich eine geistliche Herausforderung darstellt, die uns anhält, selber als glaubwürdige Menschen zu leben und zu vertiefen, was wir dann verkünden. Aus dieser Einsicht sind konkrete Anliegen hervorgegangen, wie z. B. der Wunsch, Menschen über Generationen miteinander in Verbindung zu bringen, Begegnungen zu ermöglichen durch offenes Dasein, den Menschen ins Zentrum zu stellen und Heimat zu ermöglichen, mit den Restbeständen der Volkskirche sorgfältig umzugehen, die Qualität zu sichern und nicht nachzulassen, Vereine und Gruppen zu Ende zu begleiten, bzw. ihnen auf die Beine zu helfen, auf Menschen zuzugehen und Grenzen nicht hart zu ziehen.
Wie geht es weiter? Auf der Grundlage der Situationsanalyse und der beschriebenen Grundhaltungen steht nun der entscheidende Schritt an: die Schwerpunkte zu definieren, die unseren Pastoralraum prägen sollen und dazu konkrete Projekte zu erarbeiten. Bis im August 2020 hat die Projektgruppe Zeit dafür. Dann wird der Pastoralraum errichtet und das Konzept in die Phase der Umsetzung übergehen. Ich bin selber gespannt, was kommt.

Thomas Ruckstuhl[2]

[2] Dr. theol. Thomas Ruckstuhl (Jg. 1968) ist seit November 2017 Pfarradministrator der Pfarreien St. Ursen und St. Marien in Solothurn sowie Projektleiter des künftigen Pastoralraumes Solothurn-Unterer Leberberg. Als Kathedralpfarrer ist er residierender Domherr des Bistums Basel.

Wirkliche Begegnung unter Menschen: Katholische Kirche in Rapperswil-Jona

Ich setze ein Erlebnis an den Anfang: Ich hatte drei elternlose Kinder, die als Flüchtlinge in meiner Pfarrei waren, mitbegleitet; der Kontakt zu den Eltern war auf der Flucht abgebrochen. Jahre später, ich war anderswo tätig, kam bei einem Pfarreigottesdienstbesuch eine Frau auf mich zu: Sie sei die Mutter und hätte die Kinder wiedergefunden. Sie erkannte mich aus der Schilderung der Kinder und bedankte sich. Ich meine und bin fest davon überzeugt: Seelsorge ist persönlicher Kontakt. Und das gilt für mich als Maxime für alles. Wir Seelsorgenden sind Teil der Gesamtkirche und haben die interessante Aufgabe, in dieser Zeit tätig zu sein, aber auch zu überlegen, wie unser Wirken so zu entwickeln ist, dass es am besten dem Verkündigungsauftrag (z. B. Mt 28,19) unseres Herrn entspricht.

Theatergottesdienst «theatrum sacrum» mit Szenen aus dem Stück «Sterben helfen» des Theaters St. Gallen. *(Bild: Maria Wenk)*

Ich möchte ein paar Feststellungen machen und dann einige mitunter visionäre Gedanken anfügen. Wir Menschen sind in der Lage, grossartige Organisationen aufzubauen und zu betreiben, in denen ganz vieles produziert und angeboten werden kann; und das zur Zufriedenheit der meisten. Dabei ermöglichen wir ein gewisses Wohlbefinden und gar Glücksmomente. Wir wären auch in der Lage, eine weltweite Versorgung zu ermöglichen, die für alle Menschen die Grundbedürfnisse decken würde. Und wir Katholiken sind kirchlich in einem System, das sich zwar wandelt, aber sich über all die Jahre so entwickelte, dass es eine tragende Struktur hat. Gleichzeitig haben wir manchmal das Gefühl, so gehe es nicht mehr weiter, es sei etwas anderes gefordert. Bei alledem müssen wir fragen: Wie will es Gott? Und wie meinen wir, dass er uns im irdischen Dasein von Jesus gezeigt hat, wie er es will? Jesus war, der Zeit entsprechend, auch als Wanderprediger unterwegs. Dabei suchte und lebte er den direkten Kontakt zu den Menschen (Zöllner, Pharisäer, Mütter, Kranke usw.). Auch damals gab es Priester und Organisationen, Machtgefüge und ganz gewöhnliche Menschen.

Was könnte das alles in unserer Zeit bedeuten? Einmal, dass es nicht etwas zu errichten gilt, das nicht dynamisch und nicht davon geprägt ist, die Frohbotschaft zu leben und zu verbreiten. Es braucht auch keine Institution, die etwas betreibt und Leute beschäftigt, sondern höchstens, um unterstützend zu wirken. Das erfordert Demut. Die Kirche – als weltweite Gemeinschaft – muss und soll durchaus organisiert sein, aber es sollte ihr immer bewusst sein, dass der Geist Gottes wirkt (Joh 3,8), wo er will und er sich nicht an ihre Regelungen halten muss. Das erfordert Offenheit. Die Kirche als Institution hat eine Aufgabe, sie soll eine Stimme haben und Position beziehen. Das fördert Zusammenhalt. Gottesdienste mit Tausenden von Menschen zu feiern ist für mich ein tiefgehendes Erlebnis, aber das Wort des Herrn, wo zwei oder drei in meinem Namen beisammen sind (Mt 18, 20), bleibt wichtig. Aber: Alles lebt nur, wenn es die wirkliche Begegnung von Menschen gibt, die miteinander verbunden sind (z. B. Mk 3,35). Und das durchaus auch mitverantwortlich für Menschen auf diesem Planeten, die man nicht kennt.

So komme ich zu meiner Vorstellung eines künftigen Pfarreigebildes. Ein regionales Team, das miteinander und gleichwertig eine Aufgabe wahrnimmt – durchaus unter Beachtung der je eigenen Fähigkeiten –, aber dem einzelnen ermöglicht, mit den Menschen zu leben. Im Team wird er oder sie getragen und gestärkt und auch herausgefordert. Konkret heisst das: Zwei Personen (Lk 10,1) sind mit einer Gruppe Menschen (territorial oder personal) mitverantwortlich verbunden und leben unter ihnen.

So ein Gebilde erbringt weder Dienstleistungen – ausser ein paar administrativen Aufgaben –, noch macht es Angebote, sondern alle Christen in diesem Traum, die dazu gehören wollen, tragen mit und lassen sich nicht vertreten. Es wird vorläufig noch Sozialinstitutionen brauchen, die aber der Verkündigung entsprechen müssen und nicht selbsterhaltend sind. Zudem wird es Einsiedeleien, Bewegungen und Wallfahrtsorte geben, die durchaus als spirituelle Zentren gelten können, und es braucht weiterhin universitäre Forschung und spirituelle Bildung.

Ich bin fest überzeugt: Ich muss wirklich als Christ leben und damit Zeugnis geben von dem, was mich nährt und so gemeindebildend wirken.

Felix Büchi[3]

Den reichen Schatz des Glaubens teilen: Katholische Kirche Glarus Süd

Quelle und Höhepunkt des christlichen Lebens ist ohne Zweifel die Eucharistie. Doch was tun, wenn diese Quelle zu versiegen droht oder einfach weder Zeit noch Energie vorhanden sind, die Höhepunkte des Lebens zu geniessen? Was bietet Kirche heute für das Leben zwischen den Highlights? Viele Klassiker des Pfarreilebens sind ähnlich. Die Gläubigen versammeln sich, beten und empfangen die Sakramente; Aktive bemühen sich, etwas auf die Beine zu stellen; hinzu kommen stets mehr werdende Sitzungen, Diskussionen über den nächsten Apéro … – dabei soll nicht das Gefühl hochsteigen, Religion könne keine Freude bereiten.

Das Gespür, dass es einfach mehr als *alles* im Glaubensleben geben muss, macht sich breit. Etliche Pfarreien, die auch in Zukunft zu den lebendigen Global Playern gehören wollen, stecken ihre kreativen und hoffentlich noch begeisterten Köpfe zusammen und entwickeln Strategien, wohin das Kirchenschiff steuern kann. Ein Patentrezept gibt es wohl nicht, sonst wären unsere Gottesdienste und Herzen längstens am Überquellen. Doch am Start braucht es nicht immer schon eine Lösung, es ist bereits ein Anfang, wenn das Problem erkannt wird.

Welche Probleme sind heute auszumachen? Meiner Ansicht nach sind es gleich drei: Entwurzelung, Entkirchlichung und Entfremdung. Entwurzelung: Es ist längst nicht mehr Brauch und Tradition, sich für Kirche zu begeistern. Irgendwann hat man es wohl verpasst, dass Glaube etwas «Cooles» ist und es Freude bereiten kann, auf gemeinsame Wurzeln zu schauen. Letztlich soll es auch nicht heissen: Gut Ding braucht Weile und kirchlich Ding braucht Langeweile. Entkirchlichung: Da alles immer schneller wird, bleibt kaum Zeit für Verstehen und Verständnis im religiösen Leben. Die Folge ist oftmals eine Verflachung unserer Religion, und dass Kirche zur Plattform für schöne Feiern verkommt. Entfremdung: Die Lebensrelevanz des Glaubens schwindet schleichend. Der Sinn hinter dem Ganzen wird nicht mehr erkannt. Nicht wenige beklagen sich über leere Rituale, langweilige Gottesdienste und hohle Predigten. Wenn dann noch der berühmte Moralapostel auftritt, ist definitiv Feierabend.

Damit das Morgen werden kann, sind im Heute gute Entscheidungen zu treffen. Ich skizziere eine Vision in drei Ansätzen:

Empathie: Für alle, welche ein Amt in der Kirche haben, ist es unerlässlich, mit anderen Christen zu denken und zu fühlen sowie einander zu helfen, anstatt zu verurteilen, ganz gleich ob es «Stammkunden» oder «Fernstehende» sind. Wenn man es dann noch schafft, eine Sprache zu sprechen, die lebendig und faszinierend ist: Klasse! Christen sollten sich «gut» in ihrer Kirche fühlen.

Engagement: Wenn ich möchte, dass andere Freude am Glauben haben, habe ich zuerst bei mir selbst anzufangen und diese Freude erlebbar zu machen. Gemeinschaftsstiftende Angebote sind das A und O! Gerade grössere Pfarreien leben von ihren Festen (und wenn der Pfarrer auch anpackt, umso besser). Eine Willkommenskultur muss stärker gefördert werden und deren Ausgestaltung von kleinen Dingen (gut eingerichtete Räumlichkeiten) bis hin zu grossen Ereignissen (ästhetische Gottesdienste) spürbar sein. Ebenso wichtig ist es, Charismen zu erkennen, zu verknüpfen und diese auch zur Anwendung kommen zu lassen. Christsein muss gemeinsam Spass machen.

Evangelium: Um zukunftsfähig zu bleiben, ist definitiv das Frohe an der frohen Botschaft zu zeigen. Es wird immer wieder gemunkelt, Christen wären zwar erlöst, aber schauen definitiv nicht so aus. Wie wäre es, wenn sich Menschen begeistert einbringen, indem sie aus dem reichen Schatz des Glaubens austeilen und seine Lebensrelevanz neu aufzeigen. Die Sehnsucht nach Sinn ist in unserem Roboteralltag mehr als nur vorhanden. Spirituelle Angebote oder ganz einfach mit Gleichgesinnten essen, trinken und über Gott reden, bringen zusammen. Kirche muss zu den Menschen und nicht nur abwarten, bis diese kommen.

Sicherlich hat jede Pfarrei ihre ganz eigene Vision für Kirche. Für meine Arbeit in der Pastoral gilt ganz einfach das Wort des Apostels Paulus: «Allen bin ich alles geworden …»

Christopher Zintel[4]

[3] Felix Büchi (Jg. 1956) ist seit 2009 Pfarrer in Rapperswil-Jona, davor in Sargans-Vilters-Wangs, Levanger (NOR) und Anamulenge (NAM).
[4] Christopher Zintel (Jg. 1984) arbeitet seit 2018 als Seelsorgeraumassistent in der römisch-katholischen Kirche Glarus Süd.

Auf die Samenkörner der Gegenwart achten

Zukunftsvisionen von Kirche bestimmen das Handeln im Heute. Wie sieht dieses Heute aus? Es gilt, aufmerksam zu sein auf die Zeichen der Zeit, um die Chancen der Gegenwart nicht zu verpassen.[1]

Dr. theol. Daniel Kosch (Jg. 1958) ist seit 2001 Generalsekretär der römisch-katholischen Zentralkonferenz der Schweiz mit Sitz in Zürich.

Häufig wird der Mangel an Zukunftsvisionen für die Kirche beklagt. Dabei geht oft vergessen, dass jede Zukunftsvision, die diese Bezeichnung verdient und nicht bloss wolkige, unverbindliche Wunschvorstellungen formuliert, eine Intervention im Präsens ist, weil sie den Blick auf das Entscheidende lenkt. Dazu zwei biblische Beispiele:

Jenen, die ihn am Jordan aufsuchen, ruft Johannes der Täufer zu: «Schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt» (Lk 3,9). Eigentlich will diese Vision nicht voraussagen, dass der Baum gefällt wird. Vielmehr lautet ihre Botschaft: Wenn ihr euer Verhalten ändert und euer Herz für Gott öffnet, wird der Baum eures Lebens nicht umgehauen, sondern wird sein «wie ein Baum, gepflanzt an Bächen voll Wasser, der zur rechten Zeit seine Frucht bringt» (Ps 1,3). Verpasst diese Chance nicht, sondern ergreift sie, und zwar sofort!

Auch Jesu ganz anders gelagerte Vision vom Baum, «in dessen Zweigen die Vögel des Himmels nisten» (Lk 13,18) bezweckt nicht primär, unseren Blick auf die grosse Zukunft des Reiches Gottes zu richten. Vielmehr geht es ihr um das «Senfkorn, das ein Mann nahm und in seinen Garten säte» (Lk 13,19), also darum, die Chancen der Gegenwart nicht zu übersehen, die im Kleinen und Unscheinbaren liegen.

Rasender Stillstand

Weil es den Visionen um die Gegenwart geht, richtet sich auch mein Blick zunächst auf das Heute. Denn immer nur hier und jetzt entscheidet sich, ob der Baum der Axt zum Opfer fällt und ob die Kirche die Samenkörner der Gottesherrschaft sieht oder übersieht.

Zu dieser Gegenwart gehört, dass unsere Gesellschaft mit vielfältigen Umbrüchen und damit konfrontiert ist, dass alles immer schneller gehen soll, und man trotzdem nicht wirklich voranzukommen scheint. Der Zeitdiagnostiker Paul Virilio prägte dafür den Begriff «rasender Stillstand». Kein Wunder, dass sich auch die religiösen Organisationen schwertun mit der Entwicklung von Zukunftsperspektiven.

Zu dieser Gegenwart gehört auch, dass die Rolle der Religionsgemeinschaften in der Gesellschaft unterschiedlich gesehen und gewertet wird. Die einen beurteilen die Rolle der Kirchen und Religionsgemeinschaften in dieser heutigen Zeit positiv: In dieser unübersichtlichen, mit viel Unsicherheit und Stress verbundenen Zeit verweisen sie auf das Unverfügbare, das unserem Planen und Handeln entzogen ist. Sie würdigen auch ihr gesamtgesellschaftliches Engagement, das mancherorts mit öffentlichen Geldern finanziell entschädigt wird. Andere beurteilen die Rolle der Kirchen und Religionsgemeinschaften kritisch: Sie erinnern an ihr Gewaltpotenzial, das seine Wurzeln in religiösen Wahrheits- und Absolutheitsansprüchen hat. Den grossen Kirchen wird zudem vorgeworfen, sie verteidigten rechtliche und finanzielle Privilegien, ohne die sie ihren gesellschaftlichen Rückhalt gänzlich verlieren würden.

Die Grosskirchen, denen in der Schweiz vor 50 Jahren noch 95 Prozent der Bevölkerung angehörten, kommen heute noch auf einen Anteil von knapp 60 Prozent. In den Städten Genf und Basel sind es bereits unter 50 Prozent, in der Stadt Zürich sind die Konfessionslosen die grösste Gruppe. Die Kirchen sind auf dem Weg zur Minderheit. Gleichzeitig hat der interne Pluralismus ein Ausmass angenommen, das Religionssoziologen von Protestantismen und Katholizismen im Plural sprechen lässt.

Gott wird nicht mehr gebraucht

Diese Skizze wäre unvollständig, wenn sie nicht auch die Lage des Glaubens anspräche. Peter Sloterdijk, einer der wichtigsten Intellektuellen im deutschsprachigen Raum, stellte sein Buch zum Thema Religion unter den Titel «Nach Gott». Er spricht etwas Zentrales an: Man «braucht» Gott heute nicht mehr. Jan Loffeld bemerkt gleich: «Das Erlösungsangebot des Christentums [wird] gesamtkulturell wie individuell weitgehend nicht mehr benötigt. […] Man merkt häufig gar nicht mehr, dass einem etwas fehlt, wenn Gott fehlt». Für Bischof Charles Morerod besteht die «grundlegende Herausforderung» darin, «einer Gesell-

[1] Der vorliegende Beitrag geht zurück auf ein Referat im Rahmen der Veranstaltungsreihe des Forums für Universität und Gesellschaft der Universität Bern zum Thema «Kirchen zwischen Macht und Ohnmacht» vom 16. Februar 2019. Das Referat in ganzer Länge ist zugänglich unter: www.zeitgemaess-glauben.at

schaft, die glaubt, nichts mehr davon erwarten zu können, zu zeigen, dass sich das Christentum lohnt». Wo die Sehnsucht nach Gott erlischt und der Eindruck entsteht, dass Gott nicht mehr notwendig ist, braucht es keine Kirchen mehr. Wer sich ernsthaft auf diese Lage des Glaubens einlässt, kann nicht mehr davon abstrahieren, dass «die Rede von Gott», so Joachim Valentin, immer nur «eines von mehreren Modellen der Wirklichkeitsbewältigung dar[stellt]».

In einer tiefgreifenden Krise

Angesichts dieser Situation ist es nicht erstaunlich, dass es Zukunftsvisionen für die Kirchen schwer haben. Die aktuelle Lage der katholischen Kirche weltweit und in der Schweiz schafft zusätzliche Komplikationen.

Erstens ist der Blick der Weltkirche nicht mehr primär auf die europäische, von Aufklärung, Reformation, Menschenrechten, Demokratie und Wohlstand geprägte Kultur gerichtet. Immer wichtiger und drängender wird, was in jenen Weltteilen geschieht, in denen Armut, Gewalt, Korruption und die Folgen des Klimawandels das Leben prägen und wo die katholische Kirche teils massiv von missionarischen Freikirchen konkurrenziert wird. In der Zukunftsvision der Weltkirche spielen die rund drei Millionen Katholiken aus der reichen, zunehmend entkirchlichten Schweiz nur eine geringe Rolle. Zudem ist die «Kirche Schweiz» keine ausschliesslich «helvetische» Wirklichkeit mehr, sondern von der Vielfalt der Weltkirche geprägt. Rund ein Drittel der Kirchenmitglieder haben eine Migrationsgeschichte. Viele Migranten-Seelsorger sind bestrebt, ihre Migrationsgemeinde von den Gefahren der «säkularisierten» Schweizer Kirche fernzuhalten. Die katholische Kirche in der Schweiz ist dank ihrer migrantischen Prägung also einerseits grösser, lebendiger und bunter, anderseits zusätzlichen kircheninternen Spannungen ausgesetzt.

Zweitens befindet sich die katholische Kirche in einer tiefgreifenden Krise, die meist als Missbrauchskrise bezeichnet wird. Mit dem Missbrauch von Vertrauen und Macht und der Zerstörung unzähliger Biografien meist junger Menschen ist ein katastrophaler Glaubwürdigkeitsverlust verbunden. Es steht zur Debatte, ob der Missbrauchsskandal dazu zwingt, sich als Kirche neu zu positionieren: In der Genderfrage und der Sexualethik, in Bezug auf fehlende Gewaltenteilung und ungenügenden Rechtsschutz für die Kirchenglieder. Ein «weiter wie bisher» ist in dieser Situation für viele undenkbar.

Drittens hat diese Krisensituation die Spannungen innerhalb der Kirchenleitung massiv verstärkt. Die Konflikte werden bis in die höchsten Hierarchiestufen in grosser Härte ausgetragen. Ein reformorientiertes Lager fordert, ermutigt durch Papst Franziskus, dass die Kirche den Klerikalismus und ihre vormoderne Ordnung überwindet. Ganz anders sehen es die Gegner seines Reformkurses. Sie orten das zentrale Problem in der Homosexualität und im sündigen Verhalten einzelner Amtsträger. Daraus folgern sie: Was bisher als «göttliche Ordnung» erkannt wurde, müsse nicht geändert, sondern durchgesetzt werden. Demzufolge brauche es keine Reformen und die Machtverhältnisse in der Kirche blieben gewahrt.

Umkehrruf – dringender denn je

Dieser Blick auf die Gegenwart legt eine kreative Verbindung der eingangs erwähnten Visionen nahe: Der Umkehrruf des Täufers ist dringender denn je. Aber Umkehr heisst nicht Rückkehr zur Kirche als grossem, starken Baum, sondern fordert einen neuen, jesuanischen Blick auf die unscheinbaren Samenkörner des Gottesreiches. Es geht – um ein Bild von Papst Franziskus zu verwenden – um den «Aufbruch zur verbeulten Kirche», nicht um die Rückkehr zum «Haus voll Glorie».

Die Hauptsorge soll erstens daher nicht zahlenmässiger Grösse gelten, sondern überzeugenden Impulsen zu Grundfragen des Lebens, tatkräftigem Engagement ihrer Mitglieder und spiritueller Leuchtkraft.

Zweitens geht es nicht um die Erhaltung oder gar Verteidigung gewachsener Strukturen als Selbstzweck, sondern darum, ihre Stärken und Möglichkeiten kreativ für diesen Aufbruch zu nutzen und nötigenfalls zu transformieren.

Drittens geht es nicht darum, die Reihen zu schliessen und «una voce» zu sprechen, sondern um ein «Konflikt- und Diversity-Management», das es ermöglicht, die spannungsreiche innere Vielfalt als Ressource zu nutzen.

Es gilt viertens, der radikal veränderten Lage des Glaubens Rechnung tragen. Das traditionelle christliche Alltagsbewusstsein schwindet, Christen brauchen eine «Mystik der offenen Augen», um ihre Mitverantwortung in Kirche und Gesellschaft wahrzunehmen.

Daniel Kosch

Artikel mit genauen und ausführlichen Literaturangaben unter www.kirchenzeitung.ch

«Die Gemeinden gelangen an ihre Grenzen»

Zunehmender Bedeutungsverlust der Kirche in der Gesellschaft und steigende Kirchenaustritte – die staatskirchenrechtlichen Körperschaften sind herausgefordert. Ein Gespräch mit Martin Gehrer.

Martin Gehrer (Jg. 1957) war von 2008 bis 2016 Regierungsrat des Kantons St. Gallen und ist seit 2016 bis Ende 2019 Administrationsratspräsident des katholischen Konfessionsteils des Kantons St. Gallen.

SKZ: **Statistiken und Studien in Deutschland sprechen im Blick auf die Zukunft von einem massiven Einbruch der Mitgliederzahlen. In 40 Jahren könnte die Kirche nur noch halb so viele Mitglieder haben wie heute. Wie sehen die Prognosen für die Schweiz aus?**

Martin Gehrer: Die Mitgliederzahlen nehmen tatsächlich ab. In den letzten Jahren traten in unserem Kanton jeweils rund ein Prozent der Katholiken aus der Kirche aus. Tendenz steigend. Die höchsten Austrittszahlen verzeichnen wir bei den 25- bis 30-Jährigen, also jenen Mitgliedern, die zum ersten Mal Steuern zahlen müssen. Mit dem Kirchenaustritt lassen sich Steuern sparen. Der Betrag ist zwar in den meisten Fällen gering, dennoch ist offenbar der ökonomische Anreiz für etliche Kirchenmitglieder Austrittsmotivation genug. Andere haben einfach Mühe mit der katholischen Kirche als solcher, namentlich mit «Rom» und seinem Beharren auf dem Zölibat, dem Ausschluss von Frauen von Ämtern und Funktionen und vor allem auch mit den immer wieder bekannt werdenden Verfehlungen von Priestern. Es erstaunt mich deshalb nicht, dass immer mehr Menschen der Kirche – und ich meine damit die Institution – den Rücken kehren. Sie müssen deswegen nicht unreligiös sein, aber sie orientieren sich anders und suchen Halt und Orientierung nicht mehr zwingend in der Kirche.

Und welche Konsequenzen hat diese Entwicklung für die staatskirchenrechtlichen Körperschaften?

Ich erwarte, dass diese Entwicklung die katholische Kirche von einer Volkskirche immer mehr zu einer «Bekennerkirche» werden lässt. Zwar nehmen nach wie vor viele Katholiken das breite Engagement der Kirche wahr und befürworten dieses. Dennoch entfernen sich viele mehr und mehr von der Institution. Schon heute bilden wohl nur noch etwa 10 bis 20 Prozent der Mitglieder den eigentlichen Kern einer Kirchgemeinde. Auf die staatskirchenrechtlichen Körperschaften kommen neue Herausforderungen zu. Die finanziellen Mittel werden knapper, die Kirchen leerer und viele davon wird es nicht mehr brauchen. Die Bedeutung der öffentlich-rechtlich anerkannten Landeskirchen nimmt ab und politisch wird der Ruf nach strikter Trennung von Kirche und Staat wohl lauter werden.

Wie begegnet der katholische Konfessionsteil des Kantons St. Gallen heute dieser Entwicklung, um für die nahe und auch fernere Zukunft gerüstet zu sein?

Wir versuchen, den Menschen das gesellschaftliche Engagement der Kirchen besser bekannt zu machen. Wir zeigen auf, wie die Kirchensteuern verwaltet und wie sie verwendet werden. Unsere junge Kampagne «Kirchensteuern sei Dank» (www.kirchensteuern-sei-dank.ch) zeigt unsere vielfältigen Aufgaben im Bereich des kirchlichen Lebens, der Diakonie, der Bildung und der Kultur auf. Wir investieren in die Jugend, unterstützen Jungwacht und Blauring sowie katholische Schulen und führen selber eine christliche Sekundar- und Realschule katholischer Prägung. Wir bilden Kirchenmusiker an der diözesanen Musikschule aus. Wir bewahren und vermitteln das kulturelle und kirchliche Erbe des Klosters St. Gallen, sind Träger der weltberühmten Stiftsbibliothek. Vor allem setzen wir Akzente in der Diakonie. So haben wir kürzlich einen Verpflichtungskredit gesprochen für die Unterstützung der stationären Sterbehospize im Kanton St. Gallen. Wir helfen damit, eine Lücke zu schliessen, die der Staat noch immer nicht geschlossen hat.

Wo sehen Sie Sparpotenzial und Optimierungsmöglichkeiten?

Wir kommen um das Sparen und um Optimierungen nicht herum. Mit dem neuen Finanzausgleich haben wir gute Voraussetzungen geschaffen. Fehlanreize werden dadurch verhindert. Optimierungen sind auch bei den Kirchgemeinden unumgänglich. Einzelne Gemeinden können ihre Gremien nicht mehr wunschgemäss evaluieren, andere gelangen sonst an ihre Grenzen. Die Strukturen müssen und werden diesen Aspekten Rechnung tragen. Es wird zwangsläufig zu Vereinigungen von Kirchgemeinden kommen, nicht «von oben» verordnet, sondern «von unten», von der Basis her erwirkt und autonom gestaltet.

Interview: Maria Hässig

Interview in voller Länge unter www.kirchenzeitung.ch

Zunehmende Belastung für das Milizsystem

Die Herausforderungen für eine «Kirche von morgen» betreffen zwar in erster Linie den pastoralen Bereich, aber die staatskirchenrechtlichen Körperschaften bleiben davon nicht unberührt.

Die vor allem in den Bistümern Basel und St. Gallen flächendeckend geschaffenen Pfarreiverbände verlangen von den Kirchgemeinden eine verbindliche Zusammenarbeit zur Finanzierung der neuen Strukturebene. Am häufigsten wird die Zusammenarbeit mittels eines Vertrags sichergestellt; dabei handelt es sich in der Regel um einen Verwaltungsvertrag (öffentlich-rechtlicher Vertrag), wobei die Bestimmungen über die einfache Gesellschaft gemäss Art. 530 ff. OR sinngemäss anzuwenden sind. Der Kostenteilschlüssel wird vielfach im Verhältnis zur Mitgliederstärke festgelegt oder im Verhältnis zur Steuerkraft oder in einer Mischform. Die Verträge sind eine probate Form, solange der grössere Teil des Personals weiterhin über die einzelnen Kirchgemeinden angestellt und finanziert wird.

Wenn jedoch der Hauptteil der Kirchensteuermittel auf der übergeordneten Ebene aggregiert wird, weil der Pfarreiverband mehr Personal- und Sachaufwand generiert als die Pfarreien, so zeigt sich die Schwäche dieser Rechtsform: Diesem Konstrukt fehlt die demokratische Legitimation. Wenige Behördenmitglieder bestimmen quasi im Alleingang über ein grosses Budget. Je nach Vertragsgestaltung und Rechtsrahmen stellen die über den Kostenteilschlüssel entstehenden Aufwendungen für die einzelnen Kirchgemeinden nämlich gebundene Ausgaben dar. Diese schränken die Entscheidungsfreiheit der Kirchgemeindeversammlungen bei der Budgetierung ein. Falls die Kosten des Pfarreiverbands für die einzelnen Kirchgemeinden keine gebundenen Ausgaben darstellen, so wird die Budgetfreiheit dennoch erschwert, da in der Regel geeignete Differenzbereinigungsverfahren fehlen, mit denen ein von der Vorlage abweichender Beschluss einer einzelnen Kirchgemeinde aufgefangen werden könnte. Es darf aber festgehalten werden, dass sich bislang im Alltag nur selten Schwierigkeiten dieser Art zeigen.

Fusionen setzen Vertrauen voraus

Fusionen von Kirchgemeinden sind in der Schweiz bislang bei rund 40 Prozent der kantonalkirchlichen Körperschaften ein Thema; diese verfügen über rechtliche Grundlagen für die Verfahren und bieten in der Regel Beratungsleistungen und finanzielle Anreize, wie eine Umfrage von Marcel Notter, Generalsekretär der Aargauer Landeskirche, im Sommer 2019 bei den katholischen Kantonalkirchen ergab.[1]

Im Kanton Thurgau wurden in den Jahren 2011 bis 2019 neun Fusionsprojekte von katholischen Kirchgemeinden realisiert. Die Zahl der Kirchgemeinden verringerte sich in der Folge um 30 Prozent, von 54 auf 38. Der Endpunkt der Fusionsbewegung ist noch nicht erreicht. Die Pfarreien wurden dabei deutlich weniger häufig vereinigt: Ihre Zahl reduzierte sich im selben Zeitraum von 56 auf 48, was einer Reduktion von knapp 15 Prozent entspricht.

Einige Beobachtungen zu den Kirchgemeindefusionen im Kanton Thurgau: Fusioniert haben nur Kirchgemeinden, die zu einem Pastoralraum mit dem Führungstyp B gehören. Im Bistum Basel bedeutet dies, dass nur noch ein Seelsorger die Pfarreien im Pastoralraum leitet. Kirchgemeinden innerhalb eines Pastoralraums mit dem Führungstyp A, bei dem weiterhin drei oder mehr Seelsorgende die Pfarreien leiten, haben spürbar kein Interesse an einer Fusion. Dies verdeutlicht auch den tieferen Grund für die Fusionen: Dieser besteht im Bewusstsein, dass eine eigenständige pastorale Arbeit innerhalb der eigenen Pfarrei- und Kirchgemeindegrenzen in Zukunft nicht mehr möglich sein wird. Wer sich für die Mitarbeit in einer Kirchgemeindebehörde zur Verfügung stellt, will in aller Regel mitgestalten. Und zwar die Kirche mitgestalten – nicht bloss Gebäude unterhalten. Dieses Mitgestalten wird für kleine Kirchgemeinden in den grösseren werdenden pastoralen Einheiten schwierig. Interessanterweise bedurfte es meist eines zusätzlichen Auslösers, damit die Fusion in Gang kam; dieser bestand nicht selten darin, dass altgediente Behördenmitglieder aufhören wollten und keine Nachfolge fanden; auch das Erfordernis, die Buchhaltungen auf den neuen Rechnungslegungsstandard HRM2[2] umzustellen, wirkte als Anstoss, oder eine Änderung bei der Berechnung des Finanzausgleichs. Eine ganz wesentliche Voraussetzung, damit die Idee einer Fusion wirksam wurde, stellte das gegenseitige Vertrauen der Kirchgemeindebehörden dar: In diesem

Urs Brosi (Jg. 1965) studierte Theologie und kanonisches Recht in München, Luzern, Rom und Münster. Er ist Generalsekretär der katholischen Landeskirche Thurgau und Dozent für Kirchenrecht im Studiengang Theologie des Theologisch-pastoralen Bildungsinstituts.

[1] Die Publikation der Ergebnisse steht noch aus.

Vertrauen, dass das Gegenüber einem gut will, lässt sich der Verlust der Eigenständigkeit besser ertragen.

Differenzierung in der Fläche

Was kommt nach den Pastoralräumen? Wahrscheinlich ist, dass diese in Zukunft zu noch grösseren Einheiten fusioniert werden. Statt das immer spärlicher werdende Personal auf immer grössere Flächen zu «verteilen» und den Anschein zu erwecken, als ob alle Orte in gleichberechtigter Form ihren (immer kleiner werdenden) Anteil an der pastoralen Obsorge erhielten, könnte die pastorale Arbeit differenziert auf Orte aufgeteilt werden. Es gäbe einige wenige Zentren für liturgische und sakramentale Dienste, aber an anderen Orten gäbe es kirchliche Familienarbeit, Sozial-, Bildungs-, Migranten- und Jugendarbeit. Ansätze in diese Richtung existieren bereits (z. B. in der Stadt Luzern). Ob es in einzelnen Diözesen in diese Richtung gehen wird, lässt sich noch nicht vorhersehen. Die Frage sei aber bereits erlaubt, was ein solches Pastoralmodell für die staatskirchenrechtliche Struktur bedeuten würde. Eine Differenzierung in der Fläche hätte zur Folge, dass eine neue Zuordnung der staatskirchenrechtlichen zur kanonischen Struktur gesucht werden müsste. Eine Vielzahl unterschiedlicher pastoraler Einheiten würde einer Vielzahl von Kirchgemeinden gegenüberstehen. Lösbar wäre diese Herausforderung, indem jede Kirchgemeinde die Verantwortung für die Unterstützung der pfarreilichen Schwerpunkte vor Ort trüge und zugleich über einen Ausgleichsmechanismus die finanziellen Belastungsunterschiede mitfinanziert würden. Eine andere Variante besteht in der Bildung grossräumiger Kirchgemeindeverbände, die die Kirchensteuererträge aller Kirchgemeinden aggregierten und daraus die Personaladministration und Infrastrukturaufgaben besorgten, während den örtlichen Kirchgemeinden im Rahmen eines zugewiesenen Kredits die überschaubare Verantwortung für die Aktivitäten vor Ort bliebe.

Zukünftig freie Wahl der Kirchgemeinde?

Die katholische Kirche kennt das Parochialprinzip. Demnach ist für jeden Gläubigen eine bestimmte Pfarrei zuständig. Diesem Parochialprinzip entspricht in der staatskirchenrechtlichen Struktur die Mitgliedschaft in der Kirchgemeinde des Wohnorts. Der Individualismus und die Mobilität rütteln in zunehmenden Mass am Parochialprinzip. Jene Gläubigen, die die Nähe zur Kirche suchen, treffen häufig eine freie Wahl: Wo fühle ich mich zu Hause? Wo passen mir die Seelsorgenden? Bei der Wahl des Gottesdienstortes sind die Gläubigen ohnehin frei. Auch für das Engagement im Kirchenchor oder in der Frauengemeinschaft spielt der Wohnort nicht wirklich eine Rolle. Aber auch bei den Kasualien, für die das Parochialprinzip eigentlich geschaffen wurde, geben sich die Seelsorgenden vielfach verständnisvoll. Die Kirchgemeinden neigen hingegen dazu, die Benutzung der Kirche durch «Auswärtige» in Rechnung zu stellen. Die Gläubigen, die ihre Kirchensteuer im Sinn eines «umfassenden Service-Vertrags» mit der katholischen Kirche verstehen, reagieren irritiert oder konsterniert, wenn sie eine Rechnung erhalten für die Taufe oder die Eheschliessung ausserhalb ihrer Kirchgemeinde.

«Der Individualismus und die Mobilität rütteln in zunehmendem Mass am Parochialprinzip.»
Urs Brosi

Zwei evangelisch-reformierte Landeskirchen haben bislang rechtliche Grundlagen geschaffen, um sogar eine freie Wahl der Kirchgemeinde zu ermöglichen. Bislang überwiegt aber allgemein noch die Einschätzung, dass der administrative Aufwand für eine freie Wahl der Kirchgemeinde in einem ungünstigen Verhältnis stehe zum geringen Wechselinteresse. Für katholische Landeskirchen ist die freie Wahl der Kirchgemeinde bislang kein Thema gewesen, wahrscheinlich wegen der offiziellen Geltung des Parochialprinzips.

Komplexer werdende Strukturen

Das Staatskirchenrecht mit seiner starken Stellung der (autonomen) Kirchgemeinden ist weniger flexibel als das kanonische Recht, in dem die Pfarreien keineswegs sakrosankt sind.[3] Dennoch vermag sich bislang die staatskirchenrechtliche Struktur den Herausforderungen gut anzupassen. Spürbar wird jedoch die Gefahr, dass die komplexer werdenden Strukturen (Kirchgemeindeverband) und die grösser werdenden Kirchgemeinden (Fusionen) das Milizsystem vom zeitlichen Aufwand und von den geforderten Fähigkeiten her belasten. Die Managementisierung und Verbürokratisierung der Kirchgemeinden kann zum Stolperstein für das bis anhin sehr wertvolle Milizsystem werden.

Urs Brosi

Artikel in voller Länge unter www.kirchenzeitung.ch

[2] HMR2 ist ein harmonisiertes Rechnungslegungsmodell, das in den politischen Gemeinden, den Schulgemeinden, den Zweckverbänden und Anstalten in der Schweiz in den letzten Jahren eingeführt wurde.

[3] Vgl. das «oder» [lat. seu] in can. 374 § 1 CIC.

kath.ch
religion·politik·gesellschaft
18|2019 26. September 2019

Bischöfe wollen auch die leisen Stimmen hören

Das Thema «Erneuerung der Kirche» war Schwerpunkt der Vollversammlung der Schweizer Bischöfe. Sie vermeiden den Begriff «synodaler Weg» und sprechen dafür von «Prozess».

Schweiz

Bischof Felix Gmür an der Medienkonferenz der SBK. | © Ueli Abt

Eine aus zwei bis drei Personen bestehende Steuerungsgruppe soll einen «Prozess zur Erneuerung der Kirche» planen, gab Felix Gmür, Präsident der Schweizer Bischofskonferenz (SBK), an der Medienorientierung vom 18. September in Bern bekannt. «Im Idealfall» seien es drei Personen, sagte Gmür. Namen könne die SBK derzeit noch nicht bekanntgeben. Aber es sei klar, dass die Steuerungsgruppe Personen aus der Deutsch-, Westschweiz und dem Tessin enthalten und beide Geschlechter vertreten sein sollen.

«Externe» Steuerungsgruppe

«Es müssen Personen sein, die sich dafür auch Zeit nehmen können», so Gmür. An der Medienorientierung sprach Gmür von einer «externen» Steuerungsgruppe. Wie er auf Nachfrage ausführte, sei damit gemeint, dass es sich nicht um Mitglieder der SBK handle. Dieses weitere Vorgehen hat die 325. Vollversammlung der SBK entschieden, die vom 16. bis 18. September in Saint-Maurice VS stattfand.

Charisma des Zuhörens

Wie von Papst Franziskus immer wieder gewünscht, werde das «Charisma des Zuhörens» im Zentrum der Aufmerksamkeit des bevorstehenden Weges stehen, sagte Gmür weiter. Insbesondere sollen in einem solchen Prozess auch die «leisen Stimmen» hörbar werden: Bereits im August hatte die SBK bekanntgegeben, dass insbesondere auch Personen ausserhalb der kirchlichen Strukturen berücksichtigt werden sollen. Dabei sollen auch Organisationen einbezogen werden, «aber nicht nur». Damit ging Gmür auf die Frage ein, welche Rolle die Römisch-Katholische Zentralkonferenz (RKZ) bei der Planung des Erneuerungsprozesses spielen werde: «Die Steuerungsgruppe wird im Dialog mit vielen Menschen sein.» Ziel des Prozesses sei es, die aktuelle Glaubwürdigkeitskrise zu überwinden. «Wir sehen, dass vielerorts die Frustration hoch ist», so Gmür. Der SBK-Präsident sagte aber auch, dass man sich genug Zeit für den Prozess lassen wolle. Wie Gmür mit Blick auf Reformbestrebungen in Deutschland und Kritik seitens Vatikan betonte, habe die SBK nie von einem «synodalen Weg» gesprochen, sondern stets von einem «Prozess». Zudem: «Wir vermeiden die Begriffe synodal oder Synode». Denn die Synode sei ein Rechtsinstrument, welches vielen Regeln unterliege. Man wolle keine Synode oder Pseudosynode veranstalten, diese Gefahr bestehe in Deutschland. Die Schweizer Bischöfe schlagen folgende Themen zur Behandlung im Rahmen des Prozesses vor: Glaube und Glaubensweitergabe, Rolle der Frauen, Zölibat und Viri probati, sexuelle Übergriffe und Machtmissbrauch.

Fortsetzung auf nächster Seite

Meinung

Mutige Kirche

Die zahlreichen Skandale, mit der die katholische Kirche Schlagzeilen macht, will ich nicht schönreden. Doch es gibt auch eine andere Seite dieser Kirche, die in der Berichterstattung der Medien weniger Gehör findet.

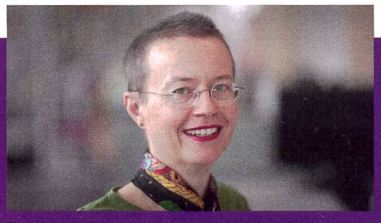
Es ist eine Kirche, die es wagt, den Mächtigen die Stirn zu bieten. Eine Kirche, die Aufgaben übernimmt, für die andernorts längst der Staat verantwortlich ist.

Eine solche Kirche gibt es in Eritrea. Sie unterhält Krankenhäuser und Schulen. Jüngst wurden zahlreiche dieser notwendigen Einrichtungen beschlagnahmt. Vermutlich weil Eritreas Kirche Missstände in dem Land angeprangert hat. Ob die zwangsverstaatlichten Spitäler und Schulen noch funktionieren werden, darf bezweifelt werden.

Davon erfährt man hierzulande aber nur, weil eritreische Katholiken in der Schweiz darauf aufmerksam machen und die Schweizer Bischöfe um Hilfe bitten (siehe Artikel rechts). Ihr Appell berührt mich. Denn er zeigt, dass sie auf die weltweite Solidargemeinschaft der Kirche zählen. Etwas, worauf wir Schweizer Katholiken – materiell meist gut gestellt und in einem Land ohne grössere Konflikte lebend – offenbar gut verzichten können.

Ich hoffe, die Schweizer Bischöfe können ihren Einfluss bei Politikern geltend machen, sofern sie überhaupt Einfluss haben. Es geht auch um das Thema «Christenverfolgung», das viele im Westen kalt lässt, wie der ehemalige Schweizer Diplomat Paul Widmer kürzlich in der «NZZ am Sonntag» feststellte.

Eritrea ist nur ein Beispiel. Auch in anderen Ländern zeigt die katholische Kirche Mut. Schade, dass diese Seite der Kirche oft nicht wahrgenommen wird.



Barbara Ludwig

Redaktorin kath.ch

Eritreer appellieren an Schweizer Bischöfe

Katholische Eritreer in der Schweiz reagieren mit Bestürzung auf die Verstaatlichung katholischer Schulen in Eritrea.

«Wir sind schockiert und entsetzt über die Willkür und Gewalt», teilte das Zentralkomitee der eritreischen katholischen Gemeinde in der Schweiz am 11. September mit. Hintergrund ist die Enteignung und Verstaatlichung von katholischen Spitälern im Juni und nun auch von katholischen Schulen im September.

Strafe für Kritik

Beobachter vermuten, dass die Kritik der katholischen Kirche an den Zuständen im Land Ursache für das Vorgehen ist. Jährlich fliehen Tausende Eritreer vor Zwangsarbeit und Unterdrückung. Diese Ansicht teilt Zenagabriel Haile, Mediensprecher des Zentralkomitees der eritreischen katholischen Gemeinde in der Schweiz. «Wir möchten mit unserem Appell die Schweizer Bevölkerung auf die Missstände in Eritrea aufmerksam machen», erläuterte Haile gegenüber kath.ch. Die aktuelle Situation zeige deutlich, dass Eritreer in der Schweiz keine Wirtschaftsflüchtlinge seien, sondern ihre Flucht politisch motiviert sei: «Sie haben keine Möglichkeiten zu lernen, und wenn die Spitäler zugemacht werden, bleibt den Kranken bloss, entweder zu sterben oder zu fliehen.»

Die eritreische katholische Gemeinde in der Schweiz hat bereits im Juli einen Brief an die Schweizer Bischofskonferenz geschrieben. Darin bittet sie um Unterstützung. Konkret hofft Haile, dass die Bischöfe mit Politikern ins Gespräch kommen. «Die Bischöfe haben uns geantwortet, dass wir Geduld haben sollen», sagt Haile. Letztlich gehe es darum, dass die Schweiz Druck auf das Regime in Eritrea macht. (sys/kna)

Zenagabriel Haile begleitet von Marco Schmid, ehemaliger Nationaldirektor von migratio. | © Ruben Sprich

Fortsetzung von letzter Seite

Bischöfe wollen …

Denkbar ist gemäss dem SBK-Präsidenten, dass diese Themen später in Panels von je rund einem Dutzend Personen besprochen werden. Ein Thema wie die Rolle der Frauen sei sowohl ein Thema der Welt- wie auch der Lokalkirchen. «Meiner Meinung nach können Frauen die selbe Rolle übernehmen wie jene Männer, die nicht geweiht sind», sagte Gmür. Auf Ebene der Lokalkirche könne man zum Beispiel beobachten, was die Präsenz der Frauen in den staatskirchenrechtlichen Körperschaften sei. Als mögliches Ergebnis des Prozesses zur Erneuerung nannte Gmür zwei Beispiele. So könne etwa resultieren, dass die Schweizer Bischöfe ermuntert würden, in einem Brief den Papst auf ein bestimmtes Thema anzusprechen. Oder auch, dass zwischen Pfarrei und Kirchgemeinde die Zuständigkeit bei der Ernennung neuer Seelsorger geklärt werde.

Einen Terminplan für den Prozess gibt es laut SBK noch nicht. Dieser werde von der Steuerungsgruppe definiert, sobald diese ihre Arbeit aufgenommen habe. **Ueli Abt**

Ein Bistumsjugendtreffen rund um die Sinne

In Zug hat am 8. September das Jugendtreffen des Bistums Basel mit Felix Gmür stattgefunden. Auch der Bischof liess sich in die Zukunft entführen.

Es giesst heftig rund um das Areal der Kantonsschule Zug an diesem Wochenende. Dennoch sind rund 300 Jugendliche in das Schulhaus gekommen und begeben sich zu den 20 Ateliers, bei denen man sich mit den Sinnen und sich selber auseinandersetzen kann.

Einer der am meisten besuchten Workshops heisst «Frag den Bischof». Jugendliche können hier Felix Gmür, Bischof von Basel und zurzeit Präsident der Schweizer Bischofskonferenz, als Mensch kennenlernen. Erst sitzen sie scheu in der Runde, tauen dann aber spürbar auf.

Bischof Felix Gmür begibt sich mit VR-Brille in die virtuelle Realität. | © Vera Rüttimann

Nicht aufs Sehen verzichten

Schon die erste Frage an den Bischof hat es in sich: «Wenn Sie auf ein Sinnesorgan verzichten müssten, welches wäre das?» Gmür denkt lange nach. Er antwortet: «Vielleicht auf das Sehen. Viele Leute sagen mir, nichts hören sei schlimmer als nichts sehen.» Wenn man nichts höre, sei man sehr einsam.

Weiter wollen die Jugendlichen wissen, an wen er eine Million verschenken würde: An ein Rettungsschiff auf dem Mittelmeer, ein Tierheim oder eine Rettungsaktion für den Amazonas-Regenwald? Der Bischof wählt hier den Regenwald und sagt: «Es macht mich wütend, wenn ich sehe, dass dort ein Wald von der Grösse der Schweiz brennt.»

Beim Workshop Virtual-Reality (VR) «Unsere Welt in 80 Jahren – Eine VR-Erfahrung» geht es um das Sehen. Hier hält sich der Basler Bischof länger auf. Das liegt auch an der grossen VR-Brille, die man sich aufsetzen kann, um einen vierminütigen Film anzusehen. Erstellt hat ihn der Jungfilmer Silvan Hohl. Er ist verantwortlich für das Projekt «underkath», ein Angebot von kath.ch für junge Leute.

Felix Gmür im Jahr 2100

Hohl erklärt: «In diesem Workshop geht es darum, dass man mit all seinen Sinnen in eine andere Welt eintauchen kann.» Felix Gmür setzt sich VR-Brille und Kopfhörer auf und begibt sich ins Jahr 2100. Er sitzt jetzt in einem Bunker, in den Bewohner vor unerträglicher Hitze flüchten mussten. Der Klimawandel setzt der Erde massiv zu. Viele Menschen flüchten in Richtung Skandinavien.

Der VR-User kann nun aus der Perspektive von drei Jugendlichen – ein konservativer Christ, eine atheistische Wissenschaftlerin und ein Charakter, der zwischen den beiden angesiedelt ist – die Folgen des Klimawandels erleben. Als Gmür die VR-Brille wieder absetzt, erklärt ihm Silvan Hohl: «Die Jugendlichen können sich durch diese drei Protagonisten Gedanken machen, wie das Leben in 80 Jahren aussieht und was sie selbst tun können gegen die Überhitzung der Erde.» Anschliessend können sie in einer Umfrage ihren Lieblingsprotagonisten auswählen.

Vera Rüttimann

Debatte über Organspende tut not

Die Bioethikkommission der Schweizer Bischöfe regt an, sich mit dem Thema «Organspende» zu befassen.

Mit der im Oktober 2017 lancierten Volksinitiative «Organspende fördern – Leben retten» wurde das Thema «Organspende» zum Politikum. Auch die Schweizer Bischofskonferenz (SBK) hat sich dazu geäussert. Den von der Initiative angestrebten Übergang zur sogenannten Widerspruchslösung lehnt sie ab, betrachtet aber die Organspende grundsätzlich als positiven Akt, hiess es an einer Medienkonferenz im Juni. Mit der Widerspruchslösung würden alle Menschen zu Organspendern, sofern sie dem zu Lebzeiten nicht ausdrücklich widersprochen haben.

Nun meldet sich auch die Kommission für Bioethik der SBK zu Wort. «Es muss eine Debatte in der Bevölkerung stattfinden», sagte Stève Bobillier, wissenschaftlicher Mitarbeiter des beratenden Gremiums der Bischöfe, gegenüber «cath.ch» (16. September). Man habe deshalb ein Dokument veröffentlicht, das über die Herausforderungen im Zusammenhang mit der Organspende aufklären soll.

Aufklärung nötig

Bobillier erinnerte daran, dass die Kirche Organspenden positiv gegenüberstehe. Auch die Päpste Franziskus, Benedikt XVI. und dessen Vorgänger Johannes Paul II. hätten die Organspende als verdienstvolle Handlung bezeichnet. Hier sieht die Kommission noch Aufklärungsbedarf. Denn: «In der Schweiz führen 25 Prozent der Menschen, die es ablehnen, ihre Organe zu spenden, religiöse Gründe an, um ihre Entscheidung zu rechtfertigen», heisst im Dokument der Kommission. Aus Sicht von Stève Bobillier braucht es auch einen tiefgreifenden Mentalitätswandel, um das Tabuthema des eigenen Todes zu brechen. (bal/cath.ch)

Schweiz

Kandidat für den Prix Courage

Der Pfarrer Josef Karber der Zürcher Pfarrei Liebfrauen ist für den Prix Courage der Schweizer Konsumenten- und Beratungszeitschrift «Beobachter» nominiert. In diesem Sommer wurde er mit 9000 Franken gebüsst. Verurteilt wurde er vom Bezirksgericht Zürich, weil er von 2011 bis 2018 einer Armenierin Kirchenasyl gewährt hatte, die sich illegal in der Schweiz aufhielt. Die Preisverleihung findet am 1. November in Zürich statt. (gs)

Herbert-Haag-Preis für Pierre Stutz

Der Herbert-Haag-Preis 2020 geht an eine Institution und Personen, die sich mit Homosexualität in der Kirche auseinandersetzen. Darunter ist der bekannte Schweizer Autor Pierre Stutz. Die diesjährige Vergabe des Preises der Herbert-Haag-Stiftung für Freiheit in der Kirche steht unter dem Titel «Gottes Liebe ist bunt». Der ehemalige Jugendseelsorger und Priester des Bistums Basel legte nach seinem Coming-out 2002 sein Amt nieder, weil er mit seinem Partner leben wollte. (sda) (Bild: Pierre Stutz | © Vera Rüttimann)

Ausland

Klarheit durch neues Konzil

Im Ringen um den künftigen Kurs der katholischen Kirche hat sich erstmals eine wichtige Stimme der katholischen Publizistik für die Einberufung eines neuen Konzils durch den Papst ausgesprochen. Franziskus müsse rasch eine weltweite Versammlung aller Bischöfe einberufen, heisst es in einem Leitartikel der deutschen Wochenzeitschrift «Christ in der Gegenwart» (Nr. 38). Nur mit einem neuen Konzil könne «Klarheit» erreicht werden, schreibt Chefredaktor Johannes Röser. (kna) (Bild: Zweites Vatikanisches Konzil – Einzug in den Petersdom zum Ende des Konzils | © KNA)

Wegen Volksverhetzung angeklagt

Vier wegen Volksverhetzung angeklagte katholische Bischöfe auf den Philippinen setzen sich mit einem Hirtenbrief zur Wehr. Sie weisen den Vorwurf zurück, an einer Verschwörung zum Sturz von Staatspräsident Rodrigo Duterte beteiligt gewesen zu sein. «Wir haben Interviews abgelehnt. Wir haben an keinen Kundgebungen teilgenommen. Wir haben das Gebet gewählt», heisst es in einer Botschaft der philippinischen Bischofskonferenz. Die Bischöfe gelten als Kritiker von Dutertes Anti-Drogen-Krieg. (kna)

Vatikan

Stimmrecht für Frauen an Synoden

Die internationale Initiative «Voices of Faith» (Stimmen des Glaubens) hat ein Stimmrecht für Ordensfrauen bei Bischofssynoden gefordert. Nachdem bei den Bischofstreffen 2015 und 2018 im Vatikan auch Ordensleute, die Nichtpriester waren, abstimmen durften, sollten bei der Amazonas-Synode im Oktober Ordensfrauen das gleiche Recht haben, forderte die Initiative in einer Pressemitteilung vom 18. September. (kna)

Katholisch-islamisches Komitee gegründet

Ein neues internationales katholisch-islamisches Komitee zur Förderung des interreligiösen Dialogs ist am 11. September im Vatikan ins Leben gerufen worden. Die Gruppe will dazu beitragen, das «Dokument über menschliche Brüderlichkeit» zu verbreiten und umzusetzen, das Papst Franziskus und der Grossimam der Al-Azhar, Scheich Ahmad Al-Tayyeb, am 4. Februar in Abu Dhabi unterzeichnet haben. (cic)

Social Media

Höchste Zeit oder irrelevant

Die Forderung eines deutschen Publizisten, Papst Franziskus solle rasch ein neues Konzil einberufen (siehe Meldung links), hat auf Facebook zu einer kontroversen Diskussion geführt.

«Höchste Zeit!», schreibt Anna Posch ohne weitere Erklärung. Roland Ruckstuhl teilt die Meinung des Publizisten Johannes Röser. Er hat aber Bedenken: «Die meisten Bischöfe und Kardinäle sind konservativ.» Ursula Leuthold hingegen hält wenig von der Idee. Sie schreibt, ein nur aus Männern bestehendes Konzil sei «irrelevant».

Dorothe Bart ist völlig resigniert: «Ich habe aufgehört, daran zu glauben, dass sich in unserer Kirche etwas ändern wird … leider … das ganze Gefüge müsste zusammenbrechen. Nur dann sind Neuerungen möglich.»

Walter L. Buder stellt sich etwas anderes als ein Konzil vor: «Eine Evaluation der kontinentalen Situationen im Hinblick auf die Rezeption und die konkreten Auswirkungen (…) sowie eine klare Feststellung der Versäumnisse und blinden Flecken würde ich entschieden bevorzugen.» Er ist überzeugt, dass die Strukturen der «Bischofs- und Kleruskirche» das Wirken des Geistes im Volk Gottes nicht mehr repräsentierten. Deshalb müssten christliche Frauen und Männer an der «Evaluation» gleichberechtigt teilnehmen.

Raffaele Conte hofft auf ein neues Konzil, aber nur, damit das Zweite Vatikanische Konzil als «Räubersynode abgestempelt» werde und ebenso alles, was danach kam. (bal)

Zitat

«Ich habe gespürt, dass das Bistum Chur dem Papst wirklich am Herzen liegt und dass er sobald wie möglich eine gute Lösung finden will.»

Pierre Bürcher

Der Apostolische Administrator im Bistum Chur im Interview mit den Pfarrblättern des Bistums Chur.

Impressum

kath.ch religion·politik·gesellschaft ist eine Publikation des Katholischen Medienzentrums Zürich. Sie erscheint als Beilage zur Schweizerischen Kirchenzeitung.

Verantwortung: Regula Pfeifer; Redaktion dieser Ausgabe: Barbara Ludwig

Die Verwendung von Inhalten ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe gestattet. Entsprechende Anfragen an 044 204 17 80 oder redaktion@kath.ch.

Foto zur «Meinung» | © Christoph Wider

1000 Jahre Basler Münster

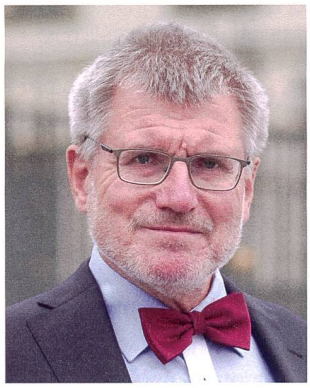
Das Basler Münster. *(Bild: wikimedia; Vitold Muratov)*

Am 11. Oktober 1019 wurde das von Kaiser Heinrich II. und seiner Frau Kunigunde von Luxemburg gestiftete Basler Münster eingeweiht. Im Verlaufe seiner tausendjährigen Geschichte hat das Münster vieles erlebt. Es war mehrere Jahrhunderte lang der Sitz der Bischöfe von Basel. Während des Konzils von Basel (1431–1436, resp. 1449) wurde das Münster zum geistigen Mittelpunkt Europas. In seinem Schatten spazierten berühmte Persönlichkeiten wie Erasmus von Rotterdam, Hans Holbein der Jüngere, Leonhard Euler, Friedrich Nietzsche oder Karl Barth. In der Reformation ging dann das Münster an die Reformierten über. Vor 30 Jahren fand in ihm die erste Europäische Ökumenische Versammlung statt. Und vor einem Jahr unterzeichneten Kardinal Kurt Koch und Gottfried Locher die Vereinbarung zum Dialog. Grund genug, dem Basler Münster als Zeitzeuge einige Seiten zu widmen.

SKZ

Als alle Augen auf Basel gerichtet waren

Es war das längste Konzil aller Zeiten: das Konzil von Basel. Es bildete das letzte Glied einer Kette von vier Konzilien, die sich von Pisa 1409 über Konstanz, Pavia-Siena bis Basel (1431–1449) zog.



Prof. Dr. Johannes Helmrath (Jg. 1953) studierte Geschichte, Philosophie und lateinische Philologie in Aachen, Toulouse, Paris, Bonn und Köln. Er promovierte über «Das Basler Konzil 1431 bis 1449». Seit 1997 ist er Professor für mittelalterliche Geschichte an der Humboldt-Universität in Berlin und seit 2018 ebenda Gründungsdirektor des Instituts für Katholische Theologie.

In Konstanz hatte man mit der Wahl Papst Martins V. 1417 das Grosse Schisma beendet, die erwartete Reform der Kirche an Haupt und Gliedern aber war liegen geblieben. Hier wollte man in Basel anknüpfen. Neben der Reform waren als Themen die Glaubenseinheit (mit Hussiten und Griechen) und der Friede, das Ende aller Kriege in Europa angesetzt. Nach der Eröffnung am 14. Dezember 1431 wollte der neue Papst Eugen IV. (1431–47), der in Italien blieb, das Konzil rasch auflösen. Die Versammlung aber leistete Widerstand und gewann massiv an Zulauf und Solidarität aus den europäischen Kirchen, sodass Eugen IV. sie im Dezember 1433 wieder anerkennen musste. In den Folgejahren erlebte das papstlose Konzil seine fruchtbarste Phase. Wichtige Reformdekrete wurden erlassen. Sie regelten die kanonische Wahl der Bischöfe, das regelmässige Abhalten von Partikularsynoden und damit eine Art Synodalisierung der Kirche, die Sittlichkeit des Klerus, die Milderung der Kirchenstrafen, die Papstwahl und vor allem die päpstlichen Finanzen, die drastisch beschnitten wurden. Anders als in Konstanz erhielten die tschechischen Anhänger des Jan Hus in Basel Rederecht und freies Geleit. In den Kompaktaten von Iglau/Prag 1435/36 wurde ein Modus Vivendi ausgehandelt und damit erstmals eine von der katholischen abweichende Lehre toleriert. Theologisch befand sich das Konzil in einer Zweifrontensituation zwischen hussitischer Geistkirche und päpstlichem Monarchismus.

Gleichheit und Gerechtigkeit

Die Tätigkeit des Konzils ist hervorragend in den Quellen dokumentiert. Statt in fünf Nationen wie in Konstanz waren in Basel die Beratungsgremien als vier Fachdeputationen organisiert (Reform, Frieden, Glauben und Allgemeines). Alle inkorporierten Konzilsväter (man hat insgesamt ca. 3500 ermittelt) wurden im Proporz von nationaler Herkunft und hierarchischem Rang nach dem Prinzip der Gleichheit verteilt. Und alle, vom Kardinal bis zum einfachen Pfarrer, hatten gleiches Stimmrecht. Das war und blieb singulär! Die Deputationen tagten in Basler Klöstern, die wöchentlichen Generalkongregationen und die feierlichen Sessionen im Münster. Organisatorisch kopierte das Konzil die bewährten Behörden der römischen Kurie, von Kanzlei und Kammer bis zu Pönitenziarie und Rotagericht. Eine zweite Kurie am Oberrhein entstand. Das Konzil mutierte zum Kirchenparlament und wurde ein Forum der europäischen Intellektuellen.

Unfehlbarkeit des Konzils

Im Mai 1437 zerbrach das Konzil. Eine – längst unzufriedene – Drittelminorität der Väter verliess Basel und wechselte die Fronten zum Papst. Sollbruchstelle war die Ortswahl des von Papst und Konzil in Konkurrenz geplanten Unionskonzils mit den Griechen. Die Basler verloren den Wettlauf. Die Griechen segelten von Konstantinopel zu Eugen IV. nach Ferrara. Dort und dann in Florenz tagte bis 1443 ein päpstliches Parallelkonzil, das im Juli 1439 in der Bulle «Laetentur coeli» die Union mit der Orthodoxie vollzog.

Die in Basel verbliebene Majorität machte Eugen IV. den Prozess und setze ihn im Juli 1439 ab. Zuvor hatte es, gestützt auf das revolutionäre Konstanzer Dekret «Haec Sancta» (1415), in den sog. «tres veritates» seine Superiorität über den Papst als Dogma verkündet. Vor Papst Pius IX. 1870 hatte also bereits ein Konzil für sich Infallibilität reklamiert. Konsequent wählte das Konzil im Konklave dann einen neuen Papst, den frommen Laienfürsten Amadeus VIII. von Savoyen, der sich Felix V. nannte. Sein feierlicher Einzug 1440 in Basel liess den Stadtraum zu einem zweiten Rom in savoyischen Farben werden. Aber das Konzil verlor rapide an politischem Rückhalt, v. a. durch die mächtigen Fürsten, die sich lieber bilateral mit Eugen IV. arrangierten. 1448 musste die Stadt Basel die Rumpfsynode ausweisen. Die letzten Väter gingen zu Felix V., der schon länger in Lausanne residierte. Hier löste sich das Konzil im Mai 1449 feierlich selbst auf und erkannte Papst Nikolaus V. (1447–55) an.

Das endlose Basler Konzil markierte in mehreren Punkten geschichtliche Extreme. Den Renaissance-Päpsten jagte es eine Art «horror concilii» ein. Er führte zur langen Verzögerung eines Konzils in der Reformation. Deren Voraussetzung, die fürstliche Kirchherrschaft, war bereits als Effekt der Konzilszeit entscheidend gestärkt worden.

Johannes Helmrath

Als ganz Europa nach Basel kam

Das Konzil von Basel als kirchenpolitisches Grossereignis beflügelte die hiesige Kunstproduktion und zog viele Künstler an.

«Basel ist, wie mir scheint, entweder der Mittelpunkt der Christenheit oder liegt doch nicht weit von ihm entfernt.» Als der italienische Humanist Enea Silvio Piccolomini (1405–1464) im Jahr 1438 die Konzilsstadt Basel zum Mittelpunkt der Christenheit stilisierte, übertrieb er damit keineswegs, denn die Generalkonzilien des 15. Jahrhunderts versammelten ihrem Anspruch zufolge die gesamte lateinische Kirche. In Basel tagte seit dem Sommer des Jahres 1431 das Konzil, zu dem zahlreiche Bischöfe, Kardinäle, Gelehrte und Herrschende anreisten, um über das Wohl der Kirche zu verhandeln. Durchschnittlich hielten sich 300 bis 400 Konzilsteilnehmer mit ihrem Gefolge in der Stadt auf. Viele von ihnen blieben über mehrere Jahre und können wohl mit Recht als die ersten Expats der Rheinstadt bezeichnet werden. Ihre Anwesenheit beflügelte auch das kulturelle Leben. Kardinäle und Bischöfe gaben Bibeln und Messbücher in Auftrag, Kirchen wurden mit neuen Altarbildern und Glasmalereien ausgestattet, Goldschmiede verkauften Schmuckstücke in ihren Ständen, Künstler schmückten Tribünen und Strassen für Zeremonien wie die Papstkrönung auf dem Münsterplatz im Jahr 1440. Und auch der Tod von Konzilsteilnehmern gestaltete sich aus künstlerischer Sicht profitabel: Epitaphien und bemalte Totenschilde wurden vielfach benötigt.

Arbeitsmarkt für Künstler

So bot das Konzil mit seinem prominenten Publikum für Künstler eine exzellente Marktsituation. Viele von ihnen reisten in der Entourage der Konzilsväter oder aus eigenem Antrieb nach Basel. Besonders gefragt waren Buchmaler, die Handschriften wertvoll ausstatteten. Der savoyische Buchmaler Péronet Lamy etwa schaffte es, Bischöfe und sogar den Konzilspapst Felix V. als Auftraggeber zu gewinnen. Während sich Lamy nur temporär in Basel aufhielt, zog der aus Süddeutschland stammende Konrad Witz (um 1400–1446) Anfang der 1430er-Jahre dauerhaft in die Konzilsstadt und erwarb hier sogar das Bürgerrecht. Wie kein anderer etablierte Witz einen florierenden Werkstattbetrieb, der Wandmalereien für städtische Gebäude sowie riesige Altarbilder, Handschriften und Preziosen wie Spielkarten für das kunstsinnige Konzilspublikum fertigte. Witz verband dabei die Grundlagen der oberrheinischen Malerei mit den Innovationen der altniederländischen und italienischen Kunst zu einer ganz eigenen Formensprache. Seine Werke, wie etwa die Landschaftsdarstellung des Genfersees, begeistern noch heute mit ihrer genauen Wiedergabe der Wirklichkeit.

Sponsoring in grossem Stil

Während das Münster mit den dort abgehaltenen Generalkongregationen und Messen kirchenpolitisch die Hauptrolle spielte, erlebte das Kleinbasler Kartäuserkloster St. Margarethental während des Konzils kulturell eine Blütezeit. Mit aussergewöhnlichen Kunstwerken und hohen finanziellen Zuwendungen betrieben illustre Persönlichkeiten aus Politik und Kirche hier Eigenwerbung und Heilsvorsorge, um auf sich aufmerksam zu machen. Die künstlerisch herausragendste Form der Selbstvermarktung wählte die burgundische Herzogin Isabella von Portugal (1397–1471). Sie stiftete dem Kloster für den Bau von zwei Zellenhäuschen und den Unterhalt der darin lebenden Mönche 1700 rheinische Gulden. Auf einer grossen Votivtafel aus Messing liess die Herzogin an ihre umfangreichen Zuwendungen erinnern. Daneben waren zahlreiche Gemeinschaftsstiftungen wie die Wandmalereien mit dem Leben des heiligen Brunos charakteristisch für die Ausstattung des Klosters. Ebenso finanzierten Konzilsgäste aus ganz Europa über 120 Glasgemälde mit Heiligendarstellungen in den beiden Kreuzgängen der Kartause.

Auch wenn sich viele Kunstwerke der Konzilszeit – wie etwa die Glasmalereien – nicht erhalten haben, prägt das 18 Jahre andauernde Grossereignis die Rheinstadt bis heute. Denn Basels besondere kulturelle Identität, die durch das universitäre Leben und die humanistische Bildungskultur, das internationale Flair und den ausgeprägten Kunstsinn gekennzeichnet ist, fusst in ihrem Ursprung in den Jahren des Konzils.

Jana Lucas

Jana Lucas (Jg. 1981) ist Kunsthistorikerin und Autorin. Sie arbeitet freischaffend in Basel und hat im Rahmen eines SNF-Graduiertenprogramms an der Universität Basel zur Kunst des Basler Konzils geforscht.

Hieronymus in seiner Schreibstube. Detail aus Heinrich von Vullenhoe, Biblia latina, Pars prima, 1435. Basel, Universitätsbibliothek, Handschriftensammlung, B.I.3, fol. 1r.

(Bild: Jana Lucas)

Die Votivtafel der Burgunderherzogin Isabella von Portugal und die Wandmalerei des heiligen Bruno sind auf www.kirchenzeitung.ch zu sehen.

«Wunder lassen sich nicht wiederholen»

Im Mai 1989 fand in Basel die erste Europäische Ökumenische Versammlung* statt. Es war ein pfingstlicher ökumenischer Aufbruch, der die Hoffnung auf ein «gemeinsames Haus Europa» nachhaltig stärkte.

Prof. Dr. Barbara Hallensleben (Jg. 1957) ist Professorin für Dogmatik und Theologie der Ökumene an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg i. Ue. Sie ist Direktorin des Zentrums St. Nikolaus für das Studium der Ostkirchen und Mitglied der gemeinsamen Internationalen Kommission für den theologischen Dialog zwischen der katholischen und der orthodoxen Kirche.

SKZ: **Wie kam es zu dieser ersten Versammlung in Basel?**

Barbara Hallensleben: Die Basler Versammlung war zunächst eine Randerscheinung: Der Weltkirchenrat hatte einen weltweiten «konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung» initiiert. Die Länder der sogenannten Dritten Welt bestanden darauf, Europa solle seine spezifischen Fragen zunächst intern klären, um bei der Weltversammlung in Seoul 1990 die vordringlichen Fragen des Nord-Süd-Konflikts nicht zu verdrängen. Die Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) mit ihren protestantischen, anglikanischen und orthodoxen Mitgliedskirchen ergriff die Initiative. Der Rat der katholischen Bischofskonferenzen Europas (CCEE) stimmte der Einladung zu. Da beide Organisationen je etwa die Hälfte der europäischen Christenheit vertreten, konnten sie auf diese Weise gut paritätisch arbeiten.

Welche Impulse gingen von Basel aus?

Die Versammlung erhielt unerwartet eine Eigendynamik und entwickelte eine nachhaltige Ausstrahlung. Es war ein Kairos in der Geschichte Europas! Mit viel Mühe gelang es, unter den 700 Delegierten auch Gruppen aus den orthodox geprägten Ländern Osteuropas nach Basel zu holen. Präsident der KEK war der damalige orthodoxe Metropolit von Leningrad und spätere Patriarch Alexij. So entstand ein Bild der Einheit der europäischen Christenheit, die politisch noch getrennt war. Bei dem «Drei-Länder-Marsch» von Basel nach Frankreich, Deutschland und zurück in die Schweiz hatten viele Osteuropäer Tränen in den Augen. Katharina Seifert hat in ihrer Doktorarbeit nachgewiesen, dass von Basel eine Ermutigung für den Fall der Berliner Mauer und den politischen Umbruch in demselben Jahr 1989 in Europa ausging. Zur Delegation der DDR in Basel gehörten mehrere Personen, die in Leipzig um die Nikolai-Kirche die friedlichen Demonstrationen gegen das damalige Regime leiteten.

Man darf auch die kirchlichen und theologischen Impulse nicht vernachlässigen. Nicht zufällig fand die Versammlung in der Pfingstwoche statt. Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung können als sozialpolitische Themen gedeutet werden. Doch sie gehören zu einem «konziliaren Prozess», der die Kirchen wieder fähig machen will, gemeinsam auf konziliare, synodale, kirchliche Weise zu handeln. Es war entscheidend für die Versammlung, dass jeder Arbeitstag mit einem gemeinsamen Gebet im Basler Münster begann. Hier wurde eine Gemeinschaft im Glauben erfahrbar, die stärker war als kontroverse Meinungen.

Wie kam es zu den weiteren Treffen?

Rasch entstand die Idee, regelmässig derartige europäische ökumenische Versammlungen abzuhalten. Nach dem protestantisch geprägten Basel wählte man 1997 die Stadt Graz (A) im katholischen Umfeld, schliesslich 2007 Hermannstadt/Sibiu (RO) in einem orthodox geprägten Land. Die Versammlung in Graz mit ihrem Thema «Versöhnung» war sicherlich wichtig. Basel stand für Aufbruch, Hoffnung und Verheissung, für eine Kühnheit, die Grenzen überwindet. Doch bald folgte die Frustration, weil das reale Zusammenwachsen von Ost und West in Europa viel schwieriger und langwieriger war, als erwartet und vielleicht bis heute nicht eingetreten ist. Trotz oder wegen der erhöhten Zahl von Delegierten fehlte der Versammlung in Sibiu die Kraft, neue Impulse zu geben. Seit Sibiu gibt es, soweit ich sehe, keine Initiative zu einer weiteren Versammlung. Wunder lassen sich nicht wiederholen!

Wie erklären Sie sich diese Tatsache?

Auch in der ökumenischen Bewegung hat alles seine Zeit. Basel initiierte eine neue Art von Ökumene. Hier standen nicht mehr theologische Konsensdokumente im Zentrum, die nur von wenigen verstanden werden. In Basel ging es um eine Selbstverpflichtung zu einer Änderung des Lebensstils. Dafür reichen selbst grosse Versammlungen nicht aus. Die Impulse müssen auf allen Ebenen des christlichen Lebens aufgegriffen und umgesetzt werden.

* Die erste Europäische Ökumenische Versammlung fand im Mai 1989 in Basel zum Thema «Frieden in Gerechtigkeit» statt. Die zweite Versammlung war im Juni 1997 in Graz und befasste sich mit der Thematik «Versöhnung – Gabe Gottes und Quelle neuen Lebens». Der Weg zum dritten Treffen im September 2007 in Sibiu unter dem Thema «Das Licht Christi scheint auf alle» führte über Vortreffen in Rom (Januar 2006) und Wittenberg (Februar 2007).

Der Gedenkstein «Stone of Witness» erinnert vor dem Kreuzgang des Basler Münsters an die erste Europäische Ökumenische Versammlung.
(Bild: Erik Schmidt)

Welche Konsequenzen ziehen Sie daraus?
Die ökumenische Bewegung bringt neue Schauplätze und Formen hervor. Im Jahr 2001 haben die Partner von Basel, KEK und CCEE, die «Charta Oecumenica» unterzeichnet, in der es um praktische Selbstverpflichtungen der Kirchen Europas geht. Die Initiativen zur gegenseitigen Taufanerkennung gehören zu den kostbaren Errungenschaften auf diesem Weg. Mit der «Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa» (GEKE) meldet sich auf europäischer Ebene ein neuer ökumenischer Partner zu Wort. Der nächste Schritt, der sich abzeichnet, könnte als «zwischenkirchliche Synodalität» bezeichnet werden. P. Hyacinthe Destivelle, ein Mitarbeiter von Kardinal Kurt Koch im Päpstlichen Rat zur Förderung der Einheit der Christen, hat kürzlich bei einem Vortrag in Freiburg i. Ue. auf eine neue Entwicklung aufmerksam gemacht: Papst Franziskus verwendet das Wort «synodal» nicht mehr komparativ für die synodalen Beratungs- und Entscheidungsorgane verschiedener kirchlicher Traditionen. Er beginnt von einer zwischenkirchlichen Synodalität zu sprechen, in der Kirchen nach einem sorgfältigen Prozess der Unterscheidung das, was sie verbindet, auch in gemeinsam verantworteten Formen kirchlichen Lebens zum Ausdruck bringen. Damit könnte der ursprünglich angeregte «konziliare Prozess» als «synodaler Prozess» intensiviert werden.

Die Treffen wurden von den Medien nicht wirklich rezipiert …
1989 waren sogar das Faxgerät und das Funktelefon noch relativ neue Errungenschaften. Unmittelbar während und nach der Versammlung war es vielleicht kaum möglich, dieses Ereignis angemessen zu würdigen. Die unmittelbare Aufmerksamkeit war von bestimmten Interessen geleitet: Einige befürchteten von der Basler Versammlung eine Politisierung der christlichen Botschaft, andere erhofften sie. Einige junge Leute stürmten beim Schlussgottesdienst das Rednerpult, um Anliegen der lokalen Jugendszene durchzusetzen. Bei seiner Ansprache in der ökumenischen Schlussfeier sagte Carl Friedrich von Weizsäcker: Die Fruchtbarkeit der Basler Versammlung wird davon abhängen, ob ihre Ergebnisse Wurzeln schlagen in den Herzen vieler Menschen, ob aus den «schönen Worten […] Handlungen werden, die Tag für Tag geschehen». In diesem Sinne braucht der «Geist von Basel» eine Fortsetzung.

Welche Konsequenzen ziehen Sie persönlich aus diesen Treffen?
Ich bin ausserordentlich dankbar, dass ich 1989 im katholischen Organisationssekretariat der Basler Versammlung mitarbeiten durfte. Diese Erfahrungen haben meine theologische und meine ökumenische Arbeit geprägt. Auch in Sibiu war ich dabei – und nach diesem Treffen war für mich klar, dass diese Bewegung keine Fortsetzung mehr haben kann. Das sage ich nicht resigniert, sondern mit der Aufmerksamkeit für die neuen Zeichen der Zeit. Am Ende der Botschaft von Basel heisst es: «Der Geist Gottes, der uns hier zusammengeführt hat, wird immer wieder weit über unsere Erwartungen hinaus wirken». Davon bin ich fest überzeugt, und diese erwartungsvolle Offenheit versuche ich auch den Studierenden in der Vorlesung zur Einführung in die Theologie der Ökumene zu vermitteln.

Interview: Rosmarie Schärer

Auf dem Weg zur Kirchengemeinschaft

Das Münster in Basel war letztes Jahr Ort einer geschichtsträchtigen Unterzeichnung, die Anlass zu einer echten Hoffnung auf eine künftige Einheit innerhalb der christlichen Kirchen gibt.

Kurt Kardinal Koch (Jg. 1950) lehrte an der Theologischen Fakultät in Luzern Dogmatik und Liturgiewissenschaft, bevor er am 21. August 1995 zum Bischof von Basel gewählt wurde. Seit 2010 ist er Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen. Im gleichen Jahr wurde er zum Kardinal kreiert.

Am 16. September des vergangenen Jahres wurde während eines Gottesdienstes im Basler Münster im Rahmen der Vollversammlung der «Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa» (GEKE) von ihrem geschäftsführenden Präsidenten, Pfarrer Gottfried Locher, und vom Präsidenten des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, eine Erklärung über die Absicht unterzeichnet, einen gemeinsamen ökumenischen Dialog zwischen den evangelischen Kirchen, die Mitglieder der GEKE sind, und der Römisch-katholischen Kirche über Fragen der Kirche und der Kirchengemeinschaft aufzunehmen.

Intensive Vorbereitungen

Diese Entscheidung darf als bemerkenswerter ökumenischer Schritt zunächst für die GEKE gewürdigt werden, deren Mitgliedskirchen sich im Jahre 1973 in Leuenberg bei Basel mit der Leuenberger Konkordie zur damals sogenannten Leuenberger Kirchengemeinschaft zusammenschlossen, mit der die Kirchentrennung zwischen reformierten und lutherischen Kirchen beendet wurde. Die GEKE lebt seit ihrer Gründung in vielfältigen ökumenischen Beziehungen und will jetzt einen offiziellen Dialog mit der römisch-katholischen Kirche beginnen.

Auch die Römisch-katholische Kirche betritt mit dieser Entscheidung Neuland. Bisher führte sie seit vielen Jahrzehnten ökumenische Dialoge mit den evangelischen Konfessionsfamilien auf der universalen Ebene. Dies bedeutet auch, dass diese Dialoge mit den Weltbünden jener Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften, die aus den Reformationen hervorgegangen sind, in bilateraler Weise geführt werden. Mit der in Basel getroffenen Entscheidung wird nun der ökumenische Dialog multilateral und auf der regionalen Ebene wahrgenommen, und zwar aus verschiedenen Gründen: Da auf der einen Seite der GEKE lutherische, reformierte, unierte und methodistische Kirchen angehören, die selbst miteinander im Dialog sind, stellt ein multilateraler Dialog mit diesen Kirchen auch für die Römisch-katholische Kirche eine grosse Herausforderung und eine ebenso grosse Bereicherung dar. Was auf der anderen Seite die regionale Ebene betrifft, legte sich der europäische Kontinent nahe, weil hier vor einem halben Jahrtausend die Spaltung in der Kirche im Westen begann, sodass die Christenheit in Europa eine besondere ökumenische Verantwortung für die Versöhnung und Wiedergewinnung der Einheit der Christen trägt.

Der Entscheidung in Basel ging eine intensive Vorbereitung voraus. Bereits im Jahre 2013 wurde eine Konsultationsreihe mit der Aufgabe der Prüfung ins Leben gerufen, ob und wie sich das in der Leuenberger Konkordie enthaltene Konzept von Kirchengemeinschaft – das sich nicht nur als innerprotestantisches Modell der Versöhnung, sondern auch als ökumenisches Modell für die Wiederfindung der Einheit unter den Christen versteht – zur katholischen Sicht der sichtbaren Einheit im Glauben, in den Sakramenten und in den kirchlichen Ämtern verhält. Zur Beantwortung dieser Frage unternahm die Arbeitsgruppe einen Vergleich zwischen der ekklesiologischen Studie «Die Kirche Jesu Christi», die die GEKE im Jahre 1994 veröffentlicht hatte, und der Dogmatischen Konstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils über die Kirche «Lumen gentium» und wandte dazu die Methode des «receptive ecumenism» an. Sie bedeutet, dass in erster Linie nicht nach den Differenzen zwischen den Kirchen gefragt wird, sondern danach, was die eine Kirchengemeinschaft von der jeweils anderen konfessionellen Tradition lernen und damit die eigene Identität wie das ökumenische Gespräch bereichern kann.

Die Konsultationsreihe brachte das erfreuliche Ergebnis zu Tage, dass bei den Fragen von Kirche und Kirchengemeinschaft, bei denen bisher die meisten ökumenischen Stolpersteine wahrgenommen wurden, mehr Gemeinsamkeiten als bisher angenommen festgestellt werden können. So konnte beispielsweise auf evangelischer Seite in positiver Weise auf das katholische Verständnis der Kirche als Sakrament und auf katholischer Seite auf die evangelische Sicht der Kirche als Geschöpf des Wortes Gottes («crea-

tura verbi») eingegangen werden. Die bisherige Annahme, dass die ekklesiologischen Grundlagendokumente der GEKE und der Römisch-katholischen Kirche nicht kompatible, sondern sich gegenseitig ausschliessende Vorstellungen enthalten, musste deshalb relativiert werden.

Der Bericht der Konsultationsreihe, die auf evangelischer Seite – nach dem Tod von Bischof Friedrich Weber im Jahre 2015 – von Kirchenpräsident Christian Schad und auf katholischer Seite von Bischof Karl-Heinz Wiesemann geleitet wurde, ist nun für die interessierte Öffentlichkeit zugänglich.[1] Es handelt sich dabei noch nicht um einen ökumenischen Konsenstext, sondern um einen vorbereitenden Bericht, der freilich in die begründete Empfehlung mündet, dass es sich lohnt, über die wichtigen Fragen von Kirche und Kirchengemeinschaft einen vertieften Dialog zwischen der GEKE und der Römisch-katholischen Kirche zu eröffnen.

«Die Zeit ist jedenfalls reif, zwischen Protestanten und Katholiken die Gemeinschaft im Glauben zu fördern.»

Kardinal Kurt Koch

Ein verheissungsvoller Ausblick

Diese Aufgabe muss nun von einer ökumenischen Expertengruppe gelöst werden, indem die angeschnittenen Fragen weiter vertieft werden. Dies bedingt nicht nur intensive Diskussionen zwischen den Vertretern der beiden Kirchengemeinschaften, sondern auch innerhalb von diesen selbst, zumal in der GEKE verschiedene konfessionelle Traditionen vertreten sind. Wenn ich den nun veröffentlichten Konsultationsbericht, der weitgehende Übereinstimmungen im Verständnis der Sakramentalität der Kirche und in der theologischen Überzeugung vom konstitutiven Charakter des kirchlichen Amtes, auch der Episkope auf regionaler Ebene, formuliert, beispielsweise mit verschiedenen Stimmen zu denselben Themen, die aus reformierten Kirchen verschiedener Kantone in der Schweiz in den vergangenen Jahren zu hören gewesen sind, vergleiche, wird man davon ausgehen müssen, dass der Bericht auch viel innerprotestantischen Diskussionsstoff enthält. Dass auch nach Abschluss der Leuenberger Konkordie die innerprotestantischen Diskussionen weitergehen müssen, dessen war sich die GEKE freilich bereits bei ihrer Gründung bewusst.

Die genannten Fragen sind deshalb wichtig, weil das Ziel des ökumenischen Dialogs in der Wiederherstellung von Kirchengemeinschaft bestehen muss. Um dieses Ziel erreichen zu können, braucht es eine gemeinsame Sicht dieses Ziels. Die bisherigen diesbezüglichen Differenzen hängen damit zusammen, dass jede Kirche ihr spezifisches Konzept von der Einheit ihrer Kirche hat und bestrebt ist, diese konfessionelle Sicht auch auf das Ziel der ökumenischen Einheit zu übertragen, sodass es so viele ökumenische Zielvorstellungen wie konfessionelle Ekklesiologien gibt. Um in dieser Frage weiter zu kommen, braucht es deshalb eine weitgehende Verständigung über das Wesen der Kirche.

Dies zeigt auch ein Blick auf die ökumenischen Diskussionen in den vergangenen Jahrzehnten. Zu denken ist vor allem an die Studie der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung («Faith and Order») des Ökumenischen Weltrates der Kirchen mit dem Titel «Die Kirche. Auf dem Weg zu einer gemeinsamen Vision». Sie strebt eine globale und multilaterale ökumenische Sicht vom Wesen, der Bestimmung und der Sendung der Kirche an und darf als wertvolle ökumenische In-via-Erklärung über ekklesiologische Fragen gewürdigt werden. Was hier auf der universalen Ebene bearbeitet worden ist, soll im Gespräch mit der GEKE auf der regionalen Ebene verwirklicht werden.

Nach den soliden Vorarbeiten, die mit der Konsultationsreihe geleistet worden sind, darf man zuversichtlich sein, dass die weitere Dialogarbeit zu positiven Ergebnissen führen wird, die es erlauben, uns im Glauben näher zu kommen und mehr Gemeinschaft und Einheit untereinander zu finden. Die Zeit ist jedenfalls reif, zwischen Protestanten und Katholiken die Gemeinschaft im Glauben zu fördern und zu vertiefen und immer mehr zusammenzuwachsen. Da die vor 500 Jahren zerbrochene Einheit nur im Glauben wiedergefunden werden kann, war es ein sinnvolles Zeichen, dass die Unterzeichnung der Absichtserklärung für den nun zu vollziehenden Dialog vor einem Jahr in einem Gottesdienst im historisch wie kirchlich bedeutsamen Basler Münster stattfand.

Kurt Card. Koch

[1] Schad, Christian/Wiesemann, Karl-Heinz (Hg.), Bericht über Kirche und Kirchengemeinschaft. Ergebnis einer Konsultationsreihe im Auftrag der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa und des Päpstlichen Rats zur Förderung der Einheit der Christen, Paderborn/Leipzig 2019.

Getauft und gesandt

Es ist der Initiative von Papst Franziskus zu verdanken, dass die Weltkirche in diesem Jahr einen Ausserordentlichen Monat der Weltmission feiert.

Siegfried Ostermann (Jg. 1970) ist Theologe und arbeitet bei Missio im Büro der deutschen und rätoromanischen Schweiz im Bereich Weltkirche und in der Öffentlichkeitsarbeit.

Während des Angelus-Gebets am Sonntag der Weltmission, dem 22. Oktober 2017, verkündete Franziskus der ganzen Kirche öffentlich seine Absicht, einen Ausserordentlichen Monat der Weltmission für Oktober 2019 auszurufen. Mit diesem wollte er den 100. Jahrestag des Apostolischen Schreibens «Maximum Illud» von Papst Benedikt XV. feiern. Mit den Vorbereitungen beauftragte Franziskus Kardinal Fernando Filoni und die Päpstlichen Missionswerke (Missio). Als Ziel formulierte Franziskus, dass die Ortskirchen, die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens sowie die Verbände, Bewegungen, Gemeinschaften und andere kirchliche Einrichtungen sensibilisiert werden sollten, «das Bewusstsein der *missio ad gentes* wieder stärker wachzurufen und mit neuem Schwung die missionarische Umgestaltung des Lebens und der Seelsorge wiederaufzunehmen»[1]. Der Ausserordentliche Monat der Weltmission steht darum unter dem Thema: «Getauft und gesandt: die Kirche Christi missionarisch in der Welt».

Ein neues Missionsverständnis

Während des Ersten Weltkrieges trat der als «Friedenspapst» bezeichnete Benedikt XV. vehement für einen Verhandlungsfrieden ein, um das millionenfache Töten zu beenden. Es gingen Christen gegen Christen aufeinander los! Nach den Kriegsjahren lagen weite Teile des europäischen Kontinents in Trümmern, auch politisch, und die Landkarte Europas wurde nachhaltig umgestaltet.

In diese Situation hinein veröffentlichte der aus Genua stammende Benedikt XV. mit einem wachen Gespür für die neue Realität am 30. November 1919 das Apostolische Schreiben «Maximum Illud». War bis dahin das Missionswesen eng mit dem Kolonialismus verbunden, bestand der Papst nachdrücklich auf einer Loslösung der katholischen Missionen von den Kolonialmächten. Gleichzeitig forderte er die profunde Ausbildung eines einheimischen Klerus in den «Missionsgebieten», damit sie in Zukunft selbstständig die Leitungsfunktion in ihren Ländern übernehmen können. Damit wertete Benedikt XV. die Ortskirchen ausserhalb Europas auf. Er trat für die Überwindung eines europazentrierten und kolonialistischen Katholizismus ein und hielt fest, dass die Kirche Gottes universal sei und «keinem Volk und keiner Nation eine Fremde» sein dürfe. Und Benedikt XV. anerkannte schon damals die «unglaubliche Kraft» der Ordensfrauen als treibende Kraft für die Weitergabe des Glaubens, besonders in Schulen, Waisenhäusern und Spitälern.

Drei Dimensionen missionarischen Wirkens

Franziskus möchte in diesem Oktober das Bewusstsein für die Mission – «Geht hinaus in die ganze Welt und verkündet das Evangelium der ganzen Schöpfung» (Mk 16,15) – in allen Christen wecken. Drei Dimensionen seines Missionsverständnisses sollen hier hervorgehoben werden.

1. Mission geht alle an und jeder ist von Natur aus missionarisch: Für Franziskus sind Mission und missionarisches Wirken nicht die Domäne von Fachleuten, sondern Kerngeschäft aller, «das Paradigma für alles Wirken der Kirche», wie er in seiner Schrift über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute schreibt (EG 15). Dies macht er auch in seinem Schreiben für den Ausserordentlichen Monat der Weltmission deutlich: «Es ist ein Auftrag, der uns direkt angeht: Ich bin immer eine Mission; du bist immer eine Mission; jede Getaufte und jeder Getaufte ist eine Mission.»

2. Die Kirche wächst nicht durch Proselytismus: In verschiedenen Ansprachen erteilt der Papst dem Proselytismus eine klare Absage. Im Schreiben für den Oktober 2019 äussert er die Sorge, dass das Leben als Christ wie eine «Verkaufsware» behandelt werden könnte. Für ihn endet Proselytismus in einer Sackgasse, denn Evangelisierung geschieht durch ein überzeugendes Lebensbeispiel und durch Anziehung, nicht durch Masse oder das Besetzen von Räumen. Am Ende ist es der Heilige Geist, der Bekehrungen bewirkt.

[1] Botschaft von Papst Franziskus zum 100. Jahrestag des Apostolischen Schreibens «Maximum Illud» über das Werk der Missionare in aller Welt.

3. Das Gebet ist die «Seele der Mission»: Es ist erstmalig, dass ein Papst für den Monat der Weltmission ein Gebet – und ein Thema – formuliert hat. Dieses Gebet wird in der ganzen weltumspannenden Kirche im Oktober gebetet, der unter dem gemeinsamen Thema «getauft und gesandt» steht. Franziskus bezeichnet das Gebet als «das erste missionarische Werk – das erste! – das jeder Christ tun kann und muss und es ist auch das wirksamste, auch wenn es sich nicht messen lässt»[2].

Diese drei Dimensionen können Orientierung geben für die Feier des Ausserordentlichen Monats der Weltmission.

Zur Feier des Ausserordentlichen Monats

«Du bist immer Mission» wird mit der internationalen Aktion «#mymission is» aufgegriffen. Christen rund um den Globus setzen ein Zeichen und teilen ihre Mission mit anderen. Mit der Frage «… und deine?» kommen sie in Dialog mit anderen Menschen. Diese Aktion lässt sich in verschiedenen Gruppen durchführen. So kann ein Gespräch entstehen – über die eigene Mission, über den Begriff der Mission, des Proselytismus usw. «#mymission is» verbreitet sich stark über die sozialen Netzwerke.

Wie schon oben erwähnt, gibt es erstmalig ein offizielles Gebet für den Monat der Weltmission. Es steht in verschiedenen Sprachen zur Verfügung und ist eine Einladung, sich persönlich und gemeinschaftlich der Gebetskette von Missio anzuschliessen.

Liturgisch eröffnet wird der Ausserordentliche Monat der Weltmission in der Schweiz mit der Feier des Taufgedächtnisses im Baptisterium San Giovanni in Riva San Vitale TI. Das dem Heiligen Johannes dem Täufer geweihte Baptisterium ist das älteste erhaltene christliche Bauwerk auf Schweizer Boden und hat eine ungebrochene Tradition. Elemente aus dieser Eröffnungsliturgie – Taufgedächtnis, Entrollen des Taufsteintuches, Fürbitten usw. – sollen in den Pfarreien übernommen werden und über den ganzen Oktober einen Bogen spannen. Für den letzten Sonntag im Oktober ist ein Sendungsgebet vorgesehen, das Mut für die Sendung in den Alltag machen soll. Mission ist mit dem 31. Oktober nicht abgeschlossen.

Siegfried Ostermann

Missio
Internationales Katholisches Missionswerk
Rte de la Vignettaz 48
1700 Freiburg

Tel. +41 26 425 55 70
Web: www.missio.ch
E-Mail: missio@missio.ch

Offizielle Website zum Ausserordentlichen Monat der Weltmission:
www.getauftundgesandt.ch

Das aktuelle Plakatbild zum Ausserordentlichen Monat der Weltmission *(Bild: zvg)*

[2] www.youtube.com/watch?v=abIIlWzsY-c&list=PLk0-CSfEtwADXHVycCpVbz_w5VEr4zHQo&index=7 (ab min 2:13).

Amtlicher Teil

ALLE BISTÜMER

189. Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Nachdem sich die DOK zum letzten Mal am 18. Juni getroffen hatte, standen an der Sommersitzung vom 27. August nur wenige Themen auf der Traktandenliste. Im Rahmen der neu geregelten Abläufe für die Vorbereitung der Mitfinanzierungsbeschlüsse nahm die DOK Stellung zu Fragen und Vorschlägen der Fachgruppe 1, welche auch zuständig ist für Jugendpastoral und Erwachsenenverbände. Die Stellungnahmen und Vorschläge der DOK werden nun, wie diejenigen der letzten Sitzung zur Fachgruppe, zur weiteren Bearbeitung zurück an die Mitfinanzierung SBK–RKZ gegeben.

Des Weiteren diskutierten die Mitglieder ausführlich Ziele eines bereits 2017 gestarteten Projektes zur Entwicklung und Differenzierung kirchlicher Berufe. Der Auftrag war damals, auf die Klärung und die Verständigung innerhalb der katholischen Kirche in der Deutschschweiz über die Frage des Zueinanders und der Weiterentwicklung im Bereich kirchlicher Berufe hinzuarbeiten. Die DOK beauftragt den Bildungsrat und die Pastoralkommission mit einem Vorprojekt dazu. Im Sinne von Sondierungen sollte das Vorprojekt bis Ende 2018 aufzeigen, ob der angedachte «Fahrplan» die erhofften Ergebnisse bringen kann, um dann zu entscheiden, ob das Hauptprojekt 2019–2021 lanciert oder das Projekt gestoppt werden soll. Es hat sich gezeigt, dass der Auftrag der DOK an die Steuerungsgruppe Ende 2018 zu wenig in der DOK selbst abgestützt war. Dies wurde deutlich an der Frage nach der genauen Zielformulierung des Projekts. Am Ende der Diskussion stand die Überzeugung, dass die DOK zunächst sich selbst in die Pflicht nehmen und Grundlagen schaffen muss, auf denen Projekte im Bereich kirchliche Berufe angestossen werden können. In den nächsten zwei Sitzungen wird die DOK an diesen Klärungen weiterarbeiten; denn hinsichtlich der Verantwortung der Kirchenleitung für die Entwicklung der kirchlichen Berufe besteht Einigkeit (siehe zum Thema auch Communiqué aus DOK 179–181 und DOK 186.) Generalvikar Markus Thürig dankt der Steuerungsgruppe im Namen der DOK für ihre Unterstützung, die trotz der Unklarheit über die Weiterführung belastbare Ergebnisse gebracht hat.

Ebenfalls Zeit nahm sich die DOK gegen Ende der Sitzung für die Diskussion von Anregungen bezüglich einer noch besseren und stärker koordinierten Kommunikation zwischen den Bistumsregionen der Deutschschweiz und Instrumenten, die eine möglichst rasche Reaktion erlauben.

Monika Bieri

BISTUM BASEL

Ausschreibungen

Die vakant werdenden Pfarrstellen St. Marien Biberist SO, Bruder Klaus Gerlafingen SO, St. Mauritius Kriegstetten SO und Guthirt Lohn-Ammannsegg-Bucheggberg SO im Pastoralraum Wasseramt West-Bucheggberg werden für eine Gemeindeleiterin/Pastoralraumleiterin / einen Gemeindeleiter/Pastoralraumleiter (100 %) per 1. Juli 2020 zur Wiederbesetzung ausgeschrieben (siehe Inserat).

Die vakant werdende Leitungsstelle der Spitalseelsorge am Zuger Kantonsspital in Baar ZG wird für eine Stellenleiterin/einen Stellenleiter (Priester, Diakon, Theologe/Theologin) mit einem Stellenumfang von 100 % per 1. Januar 2020 oder nach Vereinbarung ausgeschrieben (siehe Inserat).

Interessierte Personen melden sich bitte bis 17. Oktober 2019 unter personalamt@bistum-basel.ch oder per Post: Bischöfliches Ordinariat, Abteilung Personal, Baselstrasse 58, Postfach, 4502 Solothurn.

Im Herrn verschieden

Justin Rossé, prêtre retraité résidant à Delémont JU. L'abbé Justin Rossé est décédé le 7 septembre 2019, à l'âge de 91 ans. Né le 6 octobre 1928 à Courtételle, il est ordonné prêtre le 1er juillet 1956 à Saignelégier. De 1956 à 1962, il est vicaire à Porrentruy JU. Puis, de 1962 à 1969, il est prêtre Fidei Donum dans le diocèse de Cotonou, au Bénin. Après une année comme vicaire aux Bois JU, il est nommé curé de Alle JU, de 1970 à 1986. De 1986 à 1993 il est responsable du service d'aumônerie des hôpitaux et des malades du Jura. En 1993 il crée le service d'aumônerie auprès des prisonniers, des toxicomanes et des sidéens ; il exerce cette mission jusqu'en 2004. A partir de cette date, il est prêtre retraité à Delémont JU, tout en restant proches des personnes en difficultés. Les funérailles ont eu lieu le mercredi 11 septembre 2019, à Courtételle JU.

Thomas Metzel, em. Pfarreiseelsorger, Biel BE, verstorben am 1. September 2019. Am 20. Oktober 1961 in Freiburg im Breisgau (Deutschland) geboren, erhielt der Verstorbene am 19. Juni 2011 die Institutio des Bistums Basel. Von 2009 bis 2011 wirkte er als Pastoralassistent in Ausbildung und von 2011 bis 2012 als Pastoralassistent in der Pfarrei Bruder Klaus in Bern. Von 2012 bis 2017 stand er ebenfalls als Pastoralassistent in der Pfarrei Bruder Klaus Biel BE im Dienst. Bis zu seinem Tod lebte er in Biel BE. Der Beerdigungsgottesdienst fand am 5. September 2019 in der Pfarrkirche Bruder Klaus Biel BE statt.

Diözesane Kommunikationsstelle

BISTUM CHUR

Ernennungen

Bischof Peter Bürcher, Apostolischer Administrator des Bistums Chur, ernannte im August 2019:

- *P. Gabriel Bulai OFMConv.* zum Pfarrer der Pfarrei hl. Laurentius und der Pfarrei hl. Antonius Erem. in Giswil OW;
- *Dr. Biji Daniel Geevarghese* zum Pfarrer der Pfarrei hl. Bruder Klaus in Volketswil und zum Pfarradministrator des Pfarr-Rektorates Johannes XXIII. in Greifensee ZH;
- *Issac Kizhakkeparampil* zum Pfarrer der Pfarrei hl. Lau-

rentius in Untervaz GR;
- *Miroslaw Golonka* zum Pfarradministrator der Pfarrei hl. Sigismund in Muotathal mit der Kaplanei hl. Herz Jesu in Bisisthal und der Kaplanei Maria vom Guten Rat in Ried SZ;
- *Felix Hunger* zum Pfarradministrator der Pfarrei St. Benignus in Pfäffikon ZH;
- *Karsten Riedl* zum Pfarradministrator der Pfarrei St. Franziskus in Zürich-Wollishofen;
- *Hermann Ngoma Mubinga* zum Vikar der Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Schattdorf UR;
- *Daniel Prokop* zum Vikar der Pfarreien hl. Antonius in Celerina, hl. Herz Jesu in Samedan und hl. Katharina und hl. Barbara in Zuoz GR des Seelsorgeverbands Bernina;
- *Martino Mantovani* zum Spiritual ad interim des Frauenklosters St. Peter am Bach in Schwyz.

Beauftragung

Nach Ablauf der bisherigen Beauftragung bestimmte im August 2019 Bischof Peter Bürcher, Apostolischer Administrator des Bistums Chur, zur weiteren Mitwirkung am Seelsorgedienst:
- *Diakon Markus Niggli* in der Pfarrei hl. Fridolin in Glarus.

Missio canonica

Bischof Peter Bürcher, Apostolischer Administrator des Bistums Chur, erteilte im August 2019 die bischöfliche Beauftragung (missio canonica) an:
- *Tanja Haas* als Pastoralassistentin mit der besonderen Aufgabe der Behindertenseelsorge im Kanton Zürich;
- *Vivien Siemes* als Religionspädagogin in der Pfarrei Guthirt in Zürich-Wipkingen.

Nach Ablauf der bisherigen Beauftragung erneuerte Bischof Peter Bürcher, Apostolischer Administrator des Bistums Chur, im August 2019 die bischöfliche Beauftragung (missio canonica) für:
- *Markus Holzmann* als pastoraler Mitarbeiter in der Seelsorge am Stadtspital Triemli in Zürich;
- *Johannes Utters* als pastoraler Mitarbeiter in der Seelsorge an der Klinik im Park und an der Schulthess Klinik in Zürich;
- *Claudia Zimmermann* als Pfarreibeauftragte a. i. der Pfarrei hl. Peter und Paul in Küssnacht a. R. und des Pfarr-Rektorats hl. Jakobus der Ältere in Merlischachen SZ.

Missiofeier

Am 21. September 2019 fand in der Pfarrkirche Liebfrauen in Zürich die Missiofeier für die Pastoraljahr-Absolventen 2018/19 statt, der Weihbischof Marian Eleganti vorstand. Die Missio Canonica (bischöfliche Beauftragung) erhielten:
- *Manuela Andolina* für den Seelsorgeraum St. Anton – Maria Krönung in Zürich;
- *Ruth Maria Langner* für die Pfarrei Liebfrauen in Zürich;
- *Gabriela Lischer* für die Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Kägiswil;
- *Melanie Wakefield* für die Pfarrei Maria Lourdes in Zürich.

Bischöfliche Kanzlei Chur

Anzeige

Katholische Kirche Zug

Für die Spitalseelsorge am **Zuger Kantonsspital in Baar** suchen wir per 1. Januar 2020 oder nach Vereinbarung eine/n katholische/n

Stellenleiter/in Spitalseelsorge (100 %)
inkl. Koordination Seelsorge Palliative Care

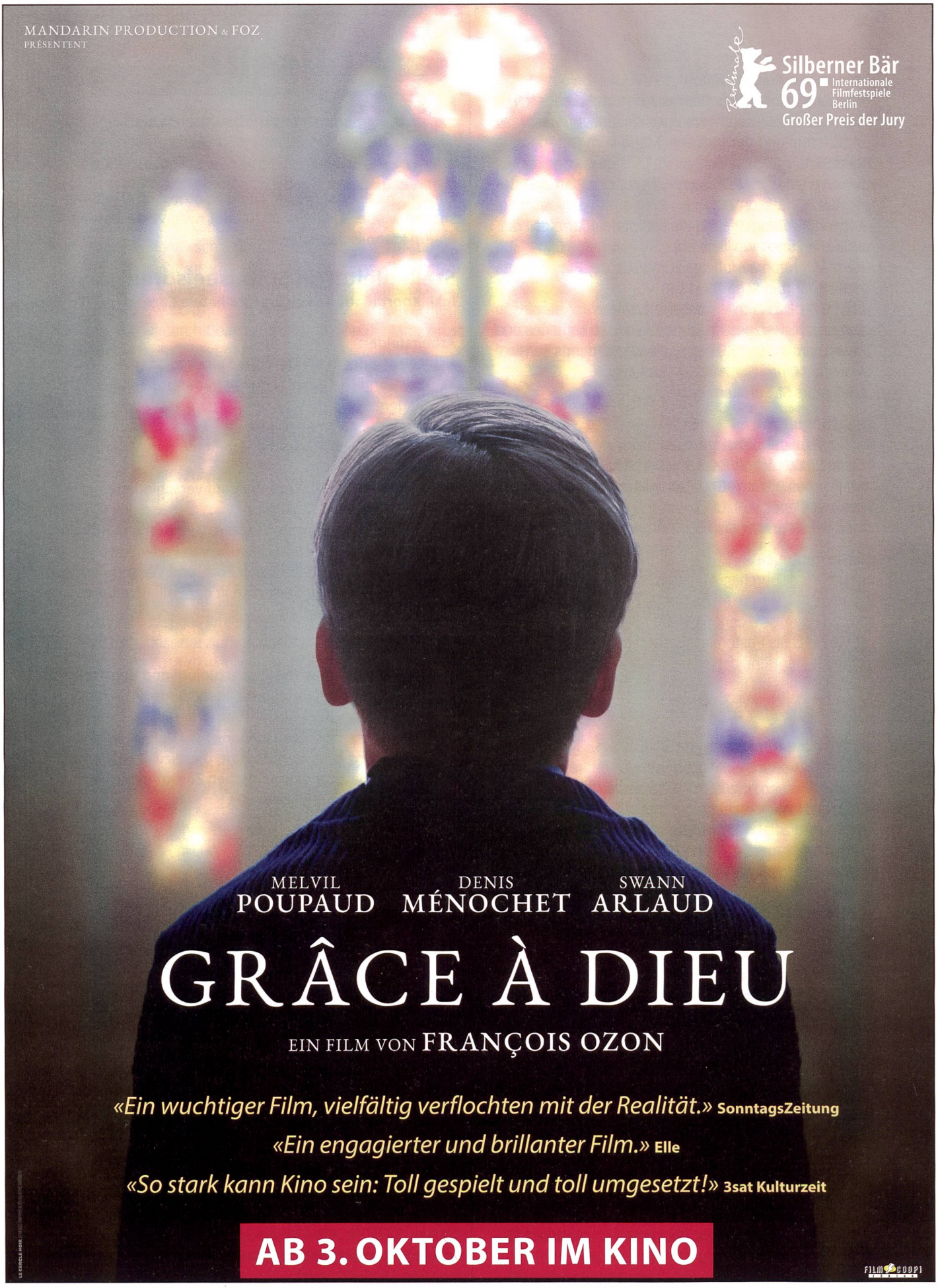
Arbeitsfelder:
- Leitung der ökumenischen Spitalseelsorge
- Seelsorgliche Gespräche mit Patientinnen und Patienten
- Begleitung von Angehörigen
- Kontakte und Zusammenarbeit mit den Mitarbeitenden im Spital
- Regelmässige Anwesenheit auf verschiedenen Abteilungen
- Gestalten von Gottesdiensten, Gebeten und Ritualen
- Begleitung und Weiterbildung von Freiwilligen
- Mitarbeit in spitalinternen Fort- und Weiterbildungen
- Koordination der Seelsorge in der Palliative Care
- Öffentlichkeitsarbeit

Voraussetzungen:
- Abgeschlossenes Theologiestudium und Berufseinführung Bistum Basel oder äquivalenter Abschluss
- Mehrjährige Berufserfahrung in der Pfarreiseelsorge
- Klinische Seelsorgeausbildung (CPT)/gleichwertige Ausbildung oder Bereitschaft, diese zu absolvieren
- Bereitschaft zur ökumenischen Zusammenarbeit
- Bereitschaft für Pikettdienst
- Teamfähigkeit
- Offenheit für Menschen aus anderen Religionen, Weltanschauungen und Kulturen
- Bereitschaft zur Supervision und Intervision

Es erwarten Sie:
- eine interessante und vielfältige Aufgabe in der Spezialseelsorge
- eine gut positionierte Seelsorge innerhalb des Spitals
- zeitgemässe Anstellungsbedingungen nach den Richtlinien der Vereinigung der Katholischen Kirchgemeinden des Kantons Zug VKKZ

Auskünfte erteilt Ihnen gerne die jetzige Stelleninhaberin Simone Rüd, Telefon 041 399 42 63, simone.rued@zgks.ch.

Ihre schriftliche Bewerbung mit den üblichen Unterlagen senden Sie bitte bis zum **15. Oktober 2019** an: Bischöfliches Ordinariat, Abteilung Personal, Baselstr. 58, Postfach, 4502 Solothurn oder per E-Mail an personalamt@bistum-basel.ch. Bitte Kopie der Bewerbung zustellen an ursula.leutert@zg.kath.ch (Katholische Kirche Zug, Landhausstr. 15, 6340 Baar).


MANDARIN PRODUCTION & FOZ
PRÉSENTENT
Silberner Bär
69. Internationale Filmfestspiele Berlin
Großer Preis der Jury
MELVIL POUPAUD
DENIS MÉNOCHET
SWANN ARLAUD
GRÂCE À DIEU
EIN FILM VON FRANÇOIS OZON
«Ein wuchtiger Film, vielfältig verflochten mit der Realität.» SonntagsZeitung
«Ein engagierter und brillanter Film.» Elle
«So stark kann Kino sein: Toll gespielt und toll umgesetzt!» 3sat Kulturzeit
AB 3. OKTOBER IM KINO

PASTORALRAUM WASSERAMT WEST - BUCHEGGBERG

ST.MAURITIUS KRIEGSTETTEN, **BRUDER KLAUS** GERLAFINGEN, **ST. MARIEN** BIBERIST, **GUTHIRT** LOHN-AMMANNSEGG-BUCHEGGBERG

Der lebendige Pastoralraum Wasseramt West – Bucheggberg zählt rund 7'000 Mitglieder. Er liegt südlich von Solothurn und umfasst die Pfarreien St. Mauritius Kriegstetten, Bruder Klaus Gerlafingen, St. Marien Biberist und Guthirt Lohn-Ammannsegg-Bucheggberg

Auf den 1. Juli 2020 suchen wir infolge Pensionierung unseres Pastoralraum- und Gemeindeleiters eine offene und kontaktfreudige Persönlichkeit

als

Gemeindeleiter/in / Pastoralraumleiter/in (100%)

Ihre Aufgabenbereiche

- Leitung des Pastoralraums und der vier dazugehörenden Pfarreien
- Führung der Pfarrämter und Mitarbeitenden
- Gestaltung von Gottesdiensten und Kasualien
- Allgemeinde Seelsorge

Unsere Erwartungen

- Ein abgeschlossenes Theologiestudium mit Berufseinführung Bistum Basel oder gleichwertige Ausbildung
- Pastorale Erfahrung
- Freude an Führungsaufgaben und Seelsorge
- Weitblick und Ideen für die Weiterentwicklung des Pastoralraums
- Offenheit und Begeisterungsfähigkeit
- Gute Deutschkenntnisse

Wir bieten Ihnen

- ein motiviertes und erfahrenes Seelsorgeteam
- gut eingespielte Pastoralraumstrukturen
- ein aktives Leben in den Pfarreien mit vielen engagierten Personen und Vereinen
- Besoldung und Sozialleistungen nach den Richtlinien des Pastoralraums

Auf den 1. August 2020 oder nach Vereinbarung suchen wir für eine neu geschaffene Stelle

eine/einen

Katechetin/Katecheten RPI, KIL (70 – 80%)

Ihre Aufgabenbereiche

- Schwerpunkt Jugendarbeit und schulischen Religionsunterricht an der Mittel- und Oberstufe

Unsere Erwartungen:

Abgeschlossene Ausbildung (RPI, KIL oder gleichwertige Ausbildung)

- Eine vielseitig interessierte und teamfähige Persönlichkeit, die gerne auf Menschen zugeht
- Verwurzelung im christlichen Glauben
- Freude an der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen

Wir bieten Ihnen

- Mitarbeit in einem fortschrittlichen und dynamischen Team
- eine abwechslungsreiche und verantwortungsvolle Tätigkeit
- ein aktiver Pastoralraum mit lebendigen Vereinen und Gruppen
- Besoldung und Sozialleistungen nach den Richtlinien des Pastoralraums

Haben wir Ihr Interesse geweckt?

Weitere Informationen und Einblicke erhalten Sie auf unserer Homepage www.pastoralraum-wwb.ch oder von unserem jetzigen Pastoralraumleiter Max Herrmann, Tel. 032 671 20 30, max.herrmann@pastoralraum-wwb.ch.

Ihre vollständige Bewerbung richten Sie bitte an das Bischöfliche Ordinariat, Abteilung Personal, Baselstrasse 58, 4502 Solothurn, personalamt@bistum-basel.ch
mit Kopie an den Präsidenten der Kirchgemeinde BiBLA (Biberist – Lohn-Ammannsegg – Bucheggberg) Andreas Beer, Altisbergstrasse 12, 4562 Biberist, andreas.beer@pastoralraum-wwb.ch

185410 * pp131w # 859

35 ###

AZA
CH-6011 Kriens
Post CH AG

SKZ

Adressänderung an:
Schweizerische Kirchenzeitung
Arsenalstr. 24, Pf 1064
CH-6011 Kriens

Anzeigen

Schweizer Opferlichte EREMITA
direkt vom Hersteller

- in umweltfreundlichen Bechern – kein PVC
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung

Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen

Name

Adresse

PLZ/Ort

Lienert-Kerzen AG, Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055 412 23 81, Fax 055 412 88 14

LIENERT KERZEN

SKZ Schweizerische Kirchenzeitung

Nr. 19/2019

zum Thema

Gut alt werden – eine lebenslange Aufgabe

erscheint am 24. Oktober

www.kirchenzeitung.ch

rex buch shop

Bücher und Hilfsmittel für
Jugendarbeit, Katechese und Spiritualität

www.rex-buch.ch

- Über 40 Osterkerzenmotive
- Über 60 Taufkerzenmotive
- Altarkerzen
- Opferlichte
- Friedenskerzen
- Grabkerzen
- Zubehör

220 Jahre
1798-2018

schnyder kerzen

Verlangen Sie unsere Dokumentation

Schnyder Kerzen AG
Kornhausstrasse 25
8840 Einsiedeln

schnyder-kerzen.ch
info@schnyder-kerzen.ch
Tel.055 412 21 43

Impressum

Schweizerische Kirchenzeitung
Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge sowie amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Anschrift/Redaktion
Arsenalstrasse 24
Postfach 1064
6011 Kriens LU
Tel. 041 318 34 97
redaktion@kirchenzeitung.ch
www.kirchenzeitung.ch

Leitende Fachredaktorin
Dr. Maria Hässig (mh)
Fachredaktorin
Mth Rosmarie Schärer (rs)
Produzentin/Geschäftsführerin
Brigitte Burri (bb)

Herausgeber
Die Bischöfe von Basel, Chur und St. Gallen

Abo-Service
Tel. 041 318 34 96
abo@kirchenzeitung.ch

Inserate-Service
Tel. 041 318 34 85
inserate@kirchenzeitung.ch

Druck und Verlag
Brunner Medien AG, Kriens
www.bag.ch

Für unverlangte Einsendungen wird keine Haftung übernommen. Für einverlangtes Material gehen alle Rechte an die Herausgeber über. Die Wiedergabe von Beiträgen (Print und Online), auch auszugsweise, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Amtliche Mitteilungen verantwortet die publizierende Institution. Die Panoramaseiten verantwortet kath.ch.